

INHALTSVERZEICHNIS

Voraussetzungen des menschlichen Daseins

- B 1 *Bildseiten*: Lynn Hershman, Monroe/Freud; Karikatur „Ich“
- B 2 Dietrich Bonhoeffer: Wer bin ich?
- B 3 Robert Gernhardt: Wer bist du?; Heinz Czechowski: Was mich betrifft“
- B 4 Fragebogen zur Selbst- und Fremdeinschätzung: „Wie bin ich? – Wie bist du?“
- B 5 Klaus Hurrelmann u.a., Jugendliche Lebenswelt: Familie (15. Shell-Jugendstudie)
- B 6 *Bild*: Familien-„Ähnlichkeit“
- B 7 *Bilder*: So essen wir – so leben wir
- B 8 Gerhard Roth, Neurophysiologische Erkenntnisse zur Persönlichkeitsprägung im Kindesalter
- B 9 Persönlichkeitsentwicklung und IQ

Biblich-christliche Anthropologie und ihre ethischen Konsequenzen

- B 10 *Bild*: Hugo van der Goes, Der Sündenfall
- B 11 Silvia Schroer, Die Menschen als Ebenbilder Gottes
- B 12 Helmut Utschneider, Alttestamentliche Anthropologie. Die Würde des Menschen und seine Aufgaben in der Schöpfung
- B 13 Trutz Rendtorff, Das Gegebenheit des Lebens als Grundelement der Ethik
- B 14 Trutz Rendtorff, Was ist Ethik?
- B 15 Trutz Rendtorff, Menschenwürde und Freiheit
- B 16 Thomas Staubli, Das alttestamentliche Menschenbild und seine Körpersymbolik
- B 17 Helmut Utschneider, Alttestamentliche Anthropologie. Das Verständnis von Leben im AT
- B 18 Silvia Schroer, Der Mensch hat vor keinem Tier den Vorzug
- B 19 *Bild*: Franz von Stuck, Die Sünde
- B 20 Zitate zu „sündigen“ und zur „Sünde“
- B 21 *Bild*: Michelangelo Buonarroti, Sündenfall und Vertreibung aus dem Paradies
- B 22 Britta Gürke, Beichte im Internet
- B 23 Wolfgang Krötke, Sünde, Schuld und Vergebung (Lexikonartikel)
- B 24 Wolfgang Stegemann, Neutestamentliche Anthropologie: Gibt es ein richtiges Leben im falschen? (Informationen zu Röm 3 und 7)
- B 25 Martin Luther, Von der Freiheit eines Christenmenschen
- B 26 Günter Brakelmann, Leistung – frei vom Zwang
- B 27 Dietrich Bonhoeffer, Christliche Ethik: Christus als Gestalter des Menschen

INHALTSVERZEICHNIS

- B 28 Dietrich Bonhoeffer, Rechtfertigung als das letzte Wort
- B 29 Wolfgang Erich Müller, Evangelische Ethik zwischen Norm und Spontaneität
- B 30 Wolfgang Erich Müller, Evangelische Ethik in der Weltgesellschaft

Die Besonderheit des Menschen aus neurophysiologischer Sicht

- B 31 Gerhard Roth, Sprache als Ermöglichung menschlicher Kultur
- B 32 Gerhard Roth, Das Bewusstsein aus neurophysiologischer Sicht
- B 33 Gerhard Roth, Die Autonomie des Menschen aus neurophysiologischer Sicht

„Ich?“



Lynn Hershman, *Monroe/Freud* (Fotografie, 1986)

Das Ich erkennt sich erst im Du.

Ich als Netz

Ich-Schwäche

Ich-AG

Ich-Klon

Ich-Fragment



Ich-Sucht

Ich-Konstrukt

Ich als Patchwork

Ich als Chamäleon

Ego-zentrik

WER BIN ICH?

Wer bin ich? Sie sagen mir oft,
ich träte aus meiner Zelle
gelassen und heiter und fest
wie ein Gutsherr aus seinem Schloss.

Wer bin ich? Sie sagen mir oft,
ich spräche mit meinen Bewachern
frei und freundlich und klar,
als hätte ich zu gebieten.

Wer bin ich? Sie sagen mir auch,
ich trüge die Tage des Unglücks
gleichmütig, lächelnd und stolz,
wie einer, der Siegen gewohnt ist.

Bin ich das wirklich, was andere von mir sagen?
Oder bin ich nur das, was ich selbst von mir weiß?
Unruhig, sehnsüchtig, krank, wie ein Vogel im Käfig,
ringend nach Lebensatem, als würgte mir einer die Kehle,
hungernd nach Farben, nach Blumen, nach Vogelstimmen,
dürstend nach guten Worten, nach menschlicher Nähe,
zitternd vor Zorn über Willkür und kleinlichste Kränkung,
umgetrieben vom Warten auf große Dinge,
ohnmächtig bangend um Freunde in endloser Ferne,
müde und leer zum Beten, zum Denken, zum Schaffen,
matt und bereit, von allem Abschied zu nehmen?

Wer bin ich? Der oder Jener?
Bin ich denn heute dieser und morgen ein anderer?
Bin ich beides zugleich? Vor Menschen ein Heuchler
und vor mir selbst ein verächtlich wehleidiger Schwächling?
Oder gleicht, was in mir noch ist, dem geschlagenen Heer,
das in Unordnung weicht vor schon gewonnenem Sieg?

Wer bin ich? Einsames Fragen treibt mit mir Spott.
Wer ich auch bin, Du kennst mich, Dein bin ich, o Gott!

(Dietrich Bonhoeffer)

Wer bist Du?

Bist Nehmender, bist Gebender?
Bin Überlebender
Bist Kriechender, bist Schwebender?
Bin Überlebender
Bist Trennender, bist Webender?
Bin Überlebender
Bist Drückender, bist Hebender?
Bin Überlebender
Bist Jauchzender, bist Bebender?
Bin Überlebender
Bist also nichts als Lebender?
Bin ebendas.

(Robert Gernhardt)

Was mich betrifft

Auf mich also verwiesen
Im Guten und Schlechten,
Teile ich mit:

Was mich betrifft,
So bin ich ich.

Die Zunge der Schlange ist
Geschickter als meine,
Die Haut des Chamäleons
Passt sich vortrefflicher noch als die meine
Den jeweils herrschenden Umständen an.

Mein Vorzüge, ich gebe es zu,
Sind vergleichsweise gering: aber

Dass ich nicht kriechen kann
Und meine Farbe nicht wechseln

Je nach Belieben
Ist auch eine Gnade, für die ich

Niemand zu danken habe,
Außer mir selbst.

(Heinz Czechowski)

„Wie bin ich?“ – „Wie bist du?“ Fragebogen zur Selbst- und Fremdeinschätzung

Selbsteinschätzung	trifft überhaupt		stimmt in etwa			trifft vollkommen	
	-3	-2	-1	0	1	2	3
Ich verlasse mich am liebsten auf mein eigenes Urteil.	-3	-2	-1	0	1	2	3
Ich kann gut zuhören.	-3	-2	-1	0	1	2	3
Ich bin sauer und enttäuscht, wenn andere meine Vorschläge ablehnen.	-3	-2	-1	0	1	2	3
Meistens sage ich nicht, was ich will, und hoffe, dass die anderen mich fragen.	-3	-2	-1	0	1	2	3
Ich kann schwer Nein sagen.	-3	-2	-1	0	1	2	3
Ich bekomme nicht gerne Geschenke.	-3	-2	-1	0	1	2	3
Es ist mir unangenehm, zu spät zu einer Veranstaltung zu kommen.	-3	-2	-1	0	1	2	3
Es ist mir gleichgültig, was andere Leute über mich denken.	-3	-2	-1	0	1	2	3
Prüfungssituationen spornen mich zum Arbeiten an.	-3	-2	-1	0	1	2	3
Prüfungssituationen stehe ich eher gelassen gegenüber.	-3	-2	-1	0	1	2	3

- In obiger Liste finden Sie Aussagen über Ihr Verhalten in unterschiedlichen Situationen. Wie schätzen Sie Ihr Verhalten oder Ihre Gefühle in der jeweiligen Situation ein? Entscheiden Sie sich und kreuzen Sie zu jeder Aussage eine Zahl an.
- Decken Sie die obere Hälfte dieser Seite ab, und geben Sie die untere Liste Ihrer Banknachbarin/Ihrem Banknachbarn zum Ausfüllen.
- Vergleichen Sie Selbst- und Fremdeinschätzung und sprechen Sie über die Ergebnisse.

Fremdeinschätzung	trifft überhaupt		stimmt in etwa			trifft vollkommen	
	-3	-2	-1	0	1	2	3
Du verlässt dich am liebsten auf dein eigenes Urteil.	-3	-2	-1	0	1	2	3
Du kannst gut zuhören.	-3	-2	-1	0	1	2	3
Du bist sauer und enttäuscht, wenn andere deine Vorschläge ablehnen.	-3	-2	-1	0	1	2	3
Meistens sagst du nicht, was du willst, und hoffst, dass die anderen dich fragen.	-3	-2	-1	0	1	2	3
Du kannst schwer Nein sagen.	-3	-2	-1	0	1	2	3
Du bekommst nicht gerne Geschenke.	-3	-2	-1	0	1	2	3
Es ist dir unangenehm, zu spät zu einer Veranstaltung zu kommen.	-3	-2	-1	0	1	2	3
Es ist dir gleichgültig, was andere Leute über dich denken.	-3	-2	-1	0	1	2	3
Prüfungssituationen spornen dich zum Arbeiten an.	-3	-2	-1	0	1	2	3
Prüfungssituationen stehst du eher gelassen gegenüber.	-3	-2	-1	0	1	2	3

ANJA LANGNESS, INGO LEVEN,
KLAUS HURRELMANN

Jugendliche Lebenswelt: Familie

Familien sind in den vergangenen zwei Generationen deutlich von den veränderten ökonomischen Rahmenbedingungen gezeichnet. Der „sozioökonomische Status“ des Vaters und der Mutter entscheidet über die Spielräume der persönlichen Entfaltung der Kinder und Jugendlichen. Dieser Status, von finanziellen Ressourcen, Bildungsgrad und sozialer Anerkennung der Eltern bestimmt, hat sich bei einem Teil der Familien in den vergangenen dreißig Jahren spürbar verbessert. Gleichzeitig hat er sich bei etwa 30 % aller Familien enorm verschlechtert. Das gut situierte Drittel kann seinen Kindern und Jugendlichen gute ökonomische Bedingungen bieten, sorgt in der Regel für hervorragende Bildungschancen und stattet die Jugendlichen von Anfang an mit einem sicheren Polster an Selbstvertrauen und sozialer Kompetenz aus.

Das mittlere Drittel schneidet bei diesen Ressourcen schon lange nicht mehr so gut ab, kann aber noch immer vergleichsweise günstige Voraussetzungen an die junge Generation weitergeben. In einer schwierigen Lage befindet sich das unterste Drittel. Lang anhaltende Arbeitslosigkeit eines oder beider Elternteile, ein niedriger Bildungsgrad der Eltern und eine schlechte Integration in das soziale Umfeld können hier zu unglücklichen Impulsen für die Entwicklung der Jugendlichen führen.

Mit der Zugehörigkeit zu einer dieser drei unterschiedlichen Gruppen sind viele der Zukunftsperspektiven von Jugendlichen programmiert. Umgangsformen und Erziehungsstile, Einstellungen zur eigenen Person, zum Körper und zur Gesundheit, Motivationen für Bildung und Berufstätigkeit – praktisch die gesamte Lebenseinstellung von Jugendlichen wird von familiären Ausgangsbedingungen geprägt. Vieles deutet auf eine zunehmende Kluft zwischen diesen verschiedenen Familienkulturen hin. Wie nehmen die Jugendlichen selbst die unterschiedlichen Lebenswelten wahr?



Familien-„Ähnlichkeit“



Mutter und Tochter, 48 und 24 Jahre alt

Tochter:

Mit meiner Mutter kann ich über alles reden. Insbesondere habe ich von ihr gelernt, wie man mit einem Partner umgehen soll. Sie will, dass ich die Fehler, die sie gemacht hat, nicht wiederhole.

Mutter:

Meine Tochter besucht mich fast täglich. Ich finde, dass wir uns sehr ähnlich sind und bei einer Menge von Themen die gleichen Ansichten haben. Wir haben viel Spaß miteinander. Sie will auch in der Zukunft in meiner Nähe wohnen. Ich freue mich darüber!

So essen wir ...



So leben wir ...



GERHARD ROTH

Neurophysiologische Erkenntnisse zur Persönlichkeitsprägung im Kindesalter

Persönlichkeit und Charakter des Menschen und damit die Grundstrukturen der Beziehung zu sich selbst und zu seiner Umwelt werden biografisch sehr früh festgelegt. Genetisch oder bereits vorgeburtlich bedingte Charakterzüge machen knapp die Hälfte unserer Persönlichkeit aus. Hinzu kommen Merkmale, die durch prägungsartige Vorgänge kurz nach der Geburt bzw. in den ersten drei bis fünf Jahren festgelegt werden; besonders wichtig scheint dabei die Interaktion mit den Bezugspersonen (Mutter, Vater) zu sein. Entsprechend können frühkindliche traumatische Erlebnisse wie die Trennung von der Mutter, Vernachlässigung, Missbrauch oder schockhafte Erfahrungen bleibende psychische Schäden hinterlassen.

Allerdings muss man dabei bedenken, dass das menschliche Gehirn über eine erhebliche Toleranz hinsichtlich des erforderlichen Ausmaßes an Bindung und Betreuung verfügt. Dies erklärt, warum frühe negative Erfahrungen keineswegs bei allen Menschen längerfristige Folgen haben. Bei starken Verhaltensauffälligkeiten müssen wir oft von einer genetisch oder vorgeburtlichen Prädisposition ausgehen, die durch falsches oder richtiges

Verhalten der Bezugsperson verstärkt oder abgemildert werden kann. Große Bedeutung kommt dabei dem „internen Beruhigungssystem“ im Gehirn zu, das im Wesentlichen auf der hinreichenden Anwesenheit des Neurotransmitters Serotonin¹, endogener Opiate², Oxytocin und Neuropeptid Y beruht. Eine Störung dieses Systems führt zu ADHS³ und zu erhöhter reaktiver Aggressivität.

Die Bedeutung des frühen Kindesalters wird durch Erkenntnisse über die Entwicklungsdynamik und Plastizität des menschlichen Gehirns unterstrichen. In späterer Jugend und im Erwachsenenalter ist der Mensch in seinen Persönlichkeitsmerkmalen nur noch wenig veränderbar, es sei denn, ihm widerfahren starke emotionale Erlebnisse. Junge ebenso wie ältere Menschen suchen sich eher die Umwelten, die zu ihnen passen, als dass sie sich diesen Umwelten anpassen. Ob man die rund zwanzig Prozent an Veränderbarkeit, die für die späteren Erziehungsmaßnahmen und Einwirkungen zur Verfügung stehen, als viel oder als wenig ansieht, ist eine Geschmacksache. Insgesamt führen die genannten Erkenntnisse zu einer skeptischen Haltung in Bezug auf die Veränderbarkeit des Menschen.

¹ Gewebshormon, das im Zentralnervensystem vorkommt.

² Endogene (körpereigene) Opiate, Oxytocin und Neuropeptid Y sind Botenstoffe, die von den Nervenzellen freigesetzt werden.

³ Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung.



Entwicklung der Intelligenz – Beispiel des Wechselspiels von Anlage, Bildung und Kultur

Große Rätsel gibt noch immer die Frage nach dem Ursprung und nach der möglichen Beeinflussbarkeit der menschlichen Intelligenz auf. Forscher sind seit Beginn des 20. Jahrhunderts auf der Suche nach dem Ursprung und ihren Entwicklungsmöglichkeiten der Intelligenz.

Die menschliche Intelligenz und der IQ

Um die menschlichen Denkfähigkeiten zu erforschen erdachten Psychologen verschiedene Tests, so zum Beispiel für Mathematik, Raumvorstellung oder Sprache. Damit Aussagen über die Intelligenz gemacht werden konnten, mussten die Testergebnisse in Bezug zueinander gesetzt werden können. Deshalb wurden standardisierte Messskalen für Intelligenz entwickelt, allem voran der so genannte Intelligenzquotient oder IQ, bei dem die Durchschnittsintelligenz gleich 100 gesetzt wird. Die individuellen Abweichungen nach oben oder nach unten geben Auskunft über die persönliche Intelligenz. Der IQ ist aber nicht nur einfach ein Messwert, er erlaubt durchaus recht verlässliche Voraussagen etwa dazu, wie gut ein heranwachsender Mensch einmal in Schule oder Beruf zurechtkommen wird.

Einfluss von Vererbung und Hirnphysiologie auf den Intelligenzquotienten

Untersuchungen an Zwillingen zeigen, dass die Messwerte eineiiger Zwillinge ähnlicher sind als die zweieiiger: Selbst wenn erstere an unterschiedlichen Orten leben und nicht in der gleichen Familie aufwachsen, ähnelt sich ihre Intelligenz fast so stark, als würden sie gemeinsam groß werden. Zweieiige Zwillinge dagegen gleichen in ihrem IQ in statistischen Mittel dem von nicht verwandten Kindern. Dies lässt die Vermutung zu, dass Gene die Intelligenz eines Menschen beeinflussen. Aber die Suche nach „dem Gen“, das für die Intelligenz verantwortlich ist, gestaltet sich äußerst schwierig. Wie Gene sich auf die Leistungen in Intelligenztests auswirken und welche Gene Einfluss haben könnten, ist noch nahezu un-

bekannt. Bei den neuesten genetischen Forschungen nach möglichen verantwortlichen Genen blieb nur ein einziges Gen übrig – und dieses erklärt höchstens mal 0,4 Prozent der Leistungsunterschiede. Ebenso enttäuschend sind bisher die Ergebnisse der Hirnforscher: Obwohl ihre bildgebenden Verfahren einen tiefen Einblick in das menschliche Gehirn erlauben, geben ihre Untersuchungen keine verlässliche Auskunft darüber, ob, und wenn ja, wie der Aufbau des Gehirns und seine Funktionsweise die Intelligenzunterschiede beeinflussen könnten.

Einfluss der Umwelt auf den IQ

Neueste Forschungen in Amerika zeigen, dass der Einfluss von Umwelt, Bildung und Eigeninitiative viel größer ist als bisher gedacht. Professor Nisbett von der University in Michigan weist in seinem Buch „Intelligence und How to Get It“ nach, dass die gesellschaftliche Schicht, in der ein Mensch aufwächst, seine Schulbildung und seine eigene Überzeugung von seinen Fähigkeiten den IQ stark beeinflussen. So drücken ein schlechtes Umfeld und Armut den IQ von Kindern nach unten. Dagegen hebt sich bei der Adoption eines Kindes aus armen Verhältnissen in einen Haushalt der gehobenen Mittelklasse dessen IQ um 12 bis 18 Punkte.

Interessanterweise stieg der Intelligenzquotient auch bei Studierenden, als man ihnen mitteilte, dass sie mit eigenen Kräften ihren IQ heben können. Insbesondere verbesserten sich die mathematischen Denkfähigkeiten bei Mädchen und jungen Frauen. Offensichtlich waren diese von der Vorstellung geprägt, dass sie für naturwissenschaftliche Fächer und den Umgang mit Zahlen schlechter veranlagt sind. Mit der Korrektur dieser Vorstellung, gingen sie mit neuem Eifer an die Sache – und ihr IQ hob sich tatsächlich.

Offensichtlich ist der IQ ist nicht festgelegt, er kann beeinflusst werden, indem man lernt und sein Wissen vertieft. Amerikanische Zukunftsforscher entwerfen Szenarien, nach denen mit Hilfe entsprechender Bildungsprogramme der Intelligenzquotient der ganzen Nation um bis zu einer Billion Punkte gehoben werden könnte. (VU)

Adam und Eva



Hugo van der Goes, Der Sündenfall (ca. 1470)

SILVIA SCHROER / THOMAS STAUBLI

Die Menschen als Ebenbilder Gottes

Die christliche Kürzestformel „Ebenbild Gottes“ (lat. *imago Dei*) für die theologische Umschreibung des Menschen hat ihren Ursprung in der ersten Schöpfungsgeschichte der Genesis. Dort heißt es:

Und Gott sprach: ‚Machen wir einen Menschen nach unserem Bild, gemäß unserer Gestalt! Und herrschen sollen sie über die Fische des Meeres und über die Vögel des Himmels und über das Vieh und über das ganze Land und über alles, was auf Erden kriecht und fliehet.‘ Und Gott schuf den Menschen nach seinem Bild, nach dem Bilde Gottes schuf er ihn, männlich und weiblich schuf er sie. (Gen 1,26f.)

Dieser Text hat viele Fragen eröffnet: Was ist mit Bild (*šālām*) und Gestalt (*d^emut*) gemeint? Wie ist die Entsprechung zwischen Gott und Mensch genau zu verstehen? Warum ist von Gott bald im Plural, bald im Singular die Rede? Und vor allem: Wie verträgt sich die Ebenbildlichkeit des Menschen mit der andernorts geforderten Bildlosigkeit Gottes? Die Erörterung dieser Merkwürdigkeiten und Paradoxe hat ganze Bibliotheken gefüllt. Um die Frage nach dem „Ebenbild Gottes“ hat sich eine ganze Theologie entwickelt, in der sich verschiedene Auslegungstränge ausmachen lassen.

- Die augustinisch-thomistische Tradition begründet mit der Metapher der Ebenbildlichkeit die gnadenhafte Ähnlichkeit der Menschen mit Gott, die sie zur Beziehung mit ihrem Schöpfer innerhalb eines von Gott angebotenen Bundes befähigt.
- Der beispielsweise von Gregor von Nyssa entfalteten mystischen Tradition geht es um die Begründung der mit-schöpferischen Freiheit der Menschen, die seinem Bildcharakter inneohnt, aber auch zur Ähnlichkeit mit Gott, also zum Weg der Vergöttlichung ruft.
- Diese Tradition wird, angeregt durch Karl Marx, in der Neuzeit in gesellschaftlichem Sinne und unter Betonung des Aspektes der Menschenherrschaft über die Schöpfung (Gen 1,28) aufgegriffen. Demnach verwirklichen sich die Menschen nur dort als Ebenbilder Gottes, wo es ihnen gelingt, entfremdete Produktionsverhältnisse zu beseitigen, wo die werktätigen Menschen in ihrer Arbeit Sinn erkennen und die Früchte ihrer Arbeit genießen können. Voraus-

gesetzt wird in dieser Theologie eine erst seit der Reformation behauptete Möglichkeit des Verlustes der Ebenbildlichkeit Gottes.

- Gegenwärtige Theologie stellt die Erkenntnis ins Zentrum, dass sich das Bild durch seine geschlechtliche Verschiedenheit auszeichnet und erst im Gelingen der männlich-weiblichen Beziehung, im kommunikativen Prozess, verwirklicht. Dieses Paradigma wird auch christologisch und trinitarisch formuliert. Christus ist der historisch in Erscheinung getretene Menschensohn. „Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen“ (Joh 14,9). Indem er das Anderssein der Anderen nicht zum Ausgangspunkt eines gewalttätigen Konfliktes, sondern einer heilsamen Kommunikation machte, hat er Zukunft eröffnet. In trinitarischer Perspektive wird in Christus offenbar, was schon in Gott selbst der Fall ist, nämlich eine lebendige *Communio*, eine in sich differenzierte Einheit, vgl. die pluralistischen Selbstaufforderung „machen wir einen Menschen“ (Gen 1,26a).

Nach den Erkenntnissen der gegenwärtigen alttestamentlichen Wissenschaft ist das Wort „Bild“ (*šālām*) als plastisches oder reliefiertes Standbild oder Figürchen zu verstehen, zum Zwecke der Repräsentation einer Macht. Der parallel dazu verwendete Begriff „Gestalt“ (*d^emut*) bezeichnet die ähnliche Beschaffenheit des Abgebildeten mit dem Vorbild. Wenn demnach vorderasiatische Könige sich als Repräsentationsbilder Gottes auf Erden verstanden, so beanspruchten sie Anteil an der Wirkmächtigkeit der sie beschützenden und segnenden Gottheiten.

Dieses Verständnis des Königtums wurde in Israel und Juda, wo man die Königspsalmen als Volksgebete las, demokratisiert. Jede und jeder durfte, ja musste sich als Repräsentationsbild Gottes auf Erden verstehen, partizipierte durch die Ausstrahlung ihrer/seiner Persönlichkeit an der Macht Gottes, durfte ihre/seine Rechte in Anspruch nehmen, war aber auch zur Wahrnehmung königlicher Verantwortung gegenüber den Nächsten und der Schöpfung in Pflicht genommen.

Im Rahmen dieser biblischen Konzeption der Ebenbildlichkeit Gottes im lebendigen männlich-weiblichen Menschen als eines königlichen Menschen liegt die zentrale Bedeutung einer biblischen Anthropologie auf der Hand, die im konkreten Leib symbolhafte, besser noch, sakramentale Vergewärtigungen Gottes entdeckt.



Lucas Cranach d. Ä., Adam und Eva (1526; 117cm x 80,5cm)

HELMUT UTZSCHNEIDER

Alttestamentliche Anthropologie: Die Würde des Menschen und seine Aufgaben in der Schöpfung

Es ist dem christlichen Welt- und Menschbild nicht selten vorgehalten worden, dass es zu anthropozentrisch sei, d. h. den Menschen als „Krone der Schöpfung“ auf Kosten der anderen Geschöpfe zu sehr in den Mittelpunkt gerückt habe. Auch wenn dies nicht für alle biblischen Schöpfungstexte zutrifft, widmen die Bibel dem Verhältnis des Menschen zu seiner Mitwelt in der Tat sehr hohe Aufmerksamkeit. Dies gilt vor allem für die ersten drei Kapitel des 1. Mosebuches, die allein schon drei Leitbilder menschlichen Weltverhältnisses entwickeln.

Diese lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

- a. Der Mensch als Diener und Wächter des Gartens Eden (2,15)
- b. Der Mensch als Ebenbild Gottes und Herrscher über die Geschöpfe (1,26)
- c. Der Mensch als Diener des Erdbodens (3,23; vgl. auch die Verse 17-19)

Diese drei Aussagen gehören in unterschiedliche Stadien der Schöpfungserzählung des ersten Buches Moses hinein und sind zu unterschiedlichen Zeiten niedergeschrieben worden. Sie bringen jeweils wesentliche Aspekte menschlichen Weltverhältnisses zur Sprache, die in ihrer Zusammenschau aber ein stimmiges Bild vom Weltbezug der Menschen ergeben.

a. Der Mensch als Diener und Wächter des Gartens Eden (1. Mose 2,15)

Die Überschrift „der Mensch als Diener und Wächter des Gartens“ spielt auf 1. Mose 2,15 an, wo erzählt wird, welche Aufgabe Gott dem Menschen zugedacht hat, als er ihn in den Garten Eden versetzte:

„Und Gott, der Herr, nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, dass er ihn bebaute und ihn bewahrte.“

Von dieser Stelle ist auch die Formel von der „Bewahrung der Schöpfung“ abgeleitet. Aber für die biblischen Worte „Garten Eden“ oder auch „Paradies“ kann man nicht einfach „Schöpfung“ oder „Welt“ einsetzen.

Der Text in 1. Mose 2,15 macht auf einen ganz bestimmten Aspekt menschlichen Weltverhältnisses aufmerksam: Die Worte „Garten Eden“, wörtlich aus dem Hebräischen übersetzt, bezeichnen einen „Lustgarten“.

Dahinter steht die Vorstellung vom Palastgarten eines Königs, bzw. der parkartigen Umgebung eines großen Tempels. Diese ist durchwegs von Frucht tragenden Bäumen bestanden, der Gottkönig sucht in ihr in der Abendkühle Erholung. In diesem Gottesgarten finden sich die ersten Menschen vor. Er ist das Ideal einer überaus lebensfreundlichen Umwelt, in der Menschen, Tiere, Pflanzen in Harmonie leben können. Eine solche Idealwelt ist für die Bibel so nur in unmittelbarer Nähe Gottes, eben in seinem Garten denkbar.

Diese Nähe genießen die beiden Urmenschen in der Rolle des Dieners und Wächters des Gottesgartens, solange sie nicht dem Wahn erliegen, Gottes Stelle selbst einzunehmen. Dabei ist bemerkenswert, dass die Formel „bebauen und bewahren“, hebräisch gelesen, religiöse Oberböte hat. „Bebauen“ meint im Hebräischen wörtlich: „dienen“ und kann auch für den „Gottesdienst“ stehen.

b. Der Mensch als Ebenbild Gottes und Herrscher über die Geschöpfe (1. Mose 1,26)

Nun zum zweiten Leitbild des Verhältnisses zwischen Mensch und Mitwelt in 1. Mose 1,26:

„Und Gott sprach: Lasst uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei. Und sie sollen herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über alle Tiere des Feldes und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht.“

Diese Aussage ruft – gerade bei Menschen, die ökologisch engagiert sind und sich zur Paradiesvision hingezogen fühlen – nicht selten Befremden hervor. Hat nicht die Herrschaft des Menschen über die Geschöpfe oder – allgemeiner gesprochen – über die Kräfte der Natur zu eben jenem ökologischen Desaster geführt, in das wir hineinzuschlittern im Begriff sind? Ist dieses Desaster gar eine der „gnadenlosen Folgen des Christentums“ (Carl Amery) und seines Schöpfungsdenkens?

Im wörtlichen und ursprünglichen Verständnis des Textes von 1. Mose 1 gehören Gottesebenbildlichkeit und Herrschaft des Menschen über die Geschöpfe – im weiteren Sinne über die Natur und ihre Kräfte – eng zusammen. Im antiken Verständnis des Bildes repräsentiert ein Standbild (und eben dies bedeutet das entsprechende hebräische Wort in 1. Mose 1,27: „Lasset uns Menschen machen, ein Bild, uns gleich“) den Dargestellten in Person, das kann ein König in seiner Hauptstadt oder ein Gott im Tempel sein.

Dieses Verständnis überträgt unser Text auf den Menschen und sein Verhältnis zum Schöpfergott. Er soll Gott in seiner Schöpfung repräsentieren und in Gottes Sinn über diese herrschen. Dieser Zusammenhang von Gottebenbildlichkeit und Herrschaft verleiht dem Menschen eine hohe Würde, bürdet ihm aber eine ebenso hohe, buchstäblich übermenschliche Verantwortung auf. Denn als Repräsentant des Schöpfers über dessen Geschöpfe zu herrschen, kann nur heißen, Gottes Schöpfung, das System des Zusammenlebens der Geschöpfe, zu erhalten und wenn nötig weiter zu entwickeln.

c. Der Mensch als „Diener“ des Erdbodens (1. Mose 3,23; vgl. auch die Verse 17-19)

Was aber, wenn unsere menschlichen Kräfte versagen, wenn unser Wissen in die Irre geht, wenn wir Widerstand erfahren, wenn der Alltag die Kräfte und unsere hohen Ideale verzehrt, wenn wir müde werden, unsere Mängel und Grenzen erfahren? Auch davon handelt die Paradiesgeschichte.

Sie erzählt bekanntlich, dass sich das Menschenpaar gegen Gottes Gebot aufgelehnt hat und den Gottesgarten verlassen musste. Die traditionelle christliche Deutung liest die Erzählung in 1. Mose 3 als Ursprungsgeschichte der menschlichen Sündhaftigkeit. Aber davon handelt sie nicht, jedenfalls nicht im moralischen Sinn. Worum es eigentlich geht, bringt Gottes Rede an das Menschenpaar zum Ausdruck: „... verflucht sei der Erdboden um deinetwillen! Mit Mühsal sollst du dich von ihm nähren dein Leben lang. Dornen und Disteln soll er dir tragen, und du sollst das Kraut auf dem Acker essen. Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist. Denn Erde bist du und zu Erde sollst du werden.“ (1. Mose 3,17-19). Die Rede beschreibt hier die Existenz der Menschen in der Realität seiner alltäglichen Mühsal, in der er der Natur seinen kärglichen Lebensunterhalt abringen muss, in der er die Kräfte der Natur als feindlich erfährt, in der er diesen Kräften am Ende erliegt und im Tode dem Ackerboden gleich wird, mit dessen Bearbeitung er seine Tage zugebracht hat. Hier ist der Mensch nicht der würdevolle „Diener des Gartens“, sondern „Diener und Sklave des Erdbodens“ (1. Mose 3,23).

Doch lässt die Bibel den Menschen auch in dieser Situation nicht ohne Hoffnung zurück. Die Paradiesgeschichte gibt dafür zwei Zeichen. Das eine setzt Gott selbst: Bevor er die Menschen aus dem Gottesgarten vertreibt, kleidet er sie in Mäntel aus Fell. So signalisiert er, dass die Menschen in ihrer Situation als Mängelwesen auf seine Fürsorge zählen können. Das andere wird durch Adam, den Menschen selbst, gesetzt: Dieser gibt seiner Frau den Namen „Chawwa“, Eva, (= „Leben“), denn „sie wurde die Mutter alles Lebendigen.“ D.h.: Adam bleibt auch als „Diener des Erdbodens“ entschlossen zu leben, sein Lebenswille ist ungebrochen, er ist dem Leben unwiderlich zugewandt.

d. Ethische Konsequenzen aus der Rede von „Schöpfung“ und „Geschöpflichkeit“

Für die Frage, was die Rede von der Schöpfung für die Menschen heute bedeutet, muss man die drei Leitbilder aus den ersten Kapiteln des 1. Buches Mose nicht alternativ, sondern assoziativ, sich ergänzend, lesen.

Das heißt: Wir können und sollen Gottes Schöpfung mit ganzem Herzen und aller Begeisterung zugetan sein und mögen uns dabei fühlen wie seine Paradiesgärtner. Unter der Voraussetzung, dass wir die Würde der Geschöpfe achten, können und sollen wir für sie alles Wissen und alle Tatkraft einsetzen, derer uns Gott gewürdigt hat und dabei Realitätssinn mit Lebenswillen verbinden. Wenn sich Widerstände auftun – und sie werden sich auftun, sei es aus der Natur, sei es in uns selbst – dann dürfen wir uns von Gott getragen fühlen.

Waren in der Entstehungszeit der Texte in die Möglichkeiten der Menschen, auf ihre Umwelt einzuwirken, noch vergleichsweise begrenzt, sind sie heute durch Naturwissenschaft, Technik, aber auch durch ökonomische und politische Steuerungsinstrumente ins nahezu Unermessliche gestiegen – zum Guten und zum Schlechten. Nun könnte man angesichts der sich auftürmenden Probleme versucht sein, Gott die Verantwortung für seine Schöpfung zurückzugeben und so als sein „Ebenbild“ gewissermaßen abzudanken. Dies aber ist ganz undenkbar. Wir würden wir dann ja die Macht, die uns Menschen zugewachsen ist, nur solange gebrauchen wollen, bis wir den Kosmos ruiniert haben, und uns dann aus der Verantwortung stehlen. Nein – gerade jetzt, wo es wirklich gefährlich wird, sollten wir alles daran setzen, diese Möglichkeiten zur Heilung des kranken Planeten nach bestem menschlichem Wissen und Gewissen einzusetzen. Nur dann werden wir der Verantwortung, derer Gott uns gewürdigt hat, gerecht.

Es führt also an naturwissenschaftlichem, technischem und ökonomischem Wissen und Können kein Weg vorbei, z. B. an der Erschließung neuer Arten der Energieerzeugung und -einsparung, am intelligenten Handel mit CO₂-Zertifikaten, an der Durchsetzung neuer Standards. Kurz: Die Industriegesellschaft kann sich nicht ausgerechnet jetzt abschaffen wollen, sie muss sich vielmehr neu erfinden. Sie braucht dazu die Kunst der Ingenieure, das Know-How des Handwerks, das Wissen der Ökonomen.

TRUTZ RENDTORFF

Das Gegebensein des Lebens als ein Grundelement der Ethik

Das Gegebensein des Lebens als Grundsituation der Ethik

Probleme und Aufgaben der Lebensführung entstehen nur für ein gegebenes Leben. Das *Gegebensein des Lebens* ist die elementare Voraussetzung, die in allem konkreten und bestimmten Handeln immer schon in Anspruch genommen wird. An dem Wissen um diese elementare Bedingtheit einer jeden Lebensführung wird die Reflexivität der Ethik in einem ersten grundlegenden Sinne zum Thema. Dieses Wissen erhält eine ethische Form, wenn es sich in diese Qualifikation fasst: *niemand kann sich selbst das Leben geben*. Im Blick auf das Gegebensein des Lebens gibt es dazu keine Ausnahme.

Das Empfangen des Lebens

Wird der Satz: Niemand kann sich selbst das Leben geben – umformuliert in ein Handeln, dann lautet er: *der Mensch muss das Leben empfangen*.

Der Freiheitssinn individuellen Lebens

Im Gegebensein des Lebens als eines empfangenen Lebens sind *elementare Verbindlichkeiten* mitgesetzt, die die Stellungnahme des Menschen in bestimmter Weise qualifizieren. Diese Verbindlichkeiten fassen wir als das Miteinander von *Abhängigkeit und Freiheit eines verdankten Lebens*. Alles, was Thema und Inhalt der Lebensführung des Menschen ist und werden kann, verdankt sich dem Gegebensein des Lebens.

Die Annahme des eigenen Lebens

Das empfangene Leben muss vom Menschen auch angenommen werden.

Mit diesem Satz erweitert sich die elementare Grundstruktur der Ethik; denn jetzt geht es um die *Stellungnahme* im Verhältnis zum eigenen Leben und damit um die Konkretion der ethischen Reflexivität des Lebens. Die Stellungnahme zum eigenen Leben ist eine elementare ethische Forderung, die es mit dem Aufbau der eigenen Identität zu tun hat.

Der Mensch als Geschöpf Gottes

Das Gegebensein des Lebens in allen seinen Elementen ist zusammengefasst in einem Verständnis der *Geschöpflichkeit des Menschen*. Die theologische Formulierung dieser Grundstruktur muss darum davon sprechen, warum die Religion – als Ausdrücklichwerden der Gottesbeziehung des Menschen – eine ethisch relevante Grunddimension menschlicher Lebensführung sei.

Der theologische Sinn des gegebenen Lebens

Der innere Zusammenhang der Grundelemente der Ethik lässt sich z. B. in der Auslegung des ersten Artikels des Glaubensbekenntnisses durch Martin Luther nachweisen: „Ich glaube, dass mich Gott geschaffen hat sammt aller Kreatur“. Eine unbefangene Zuordnung der erörterten Grundelemente des Gegebenseins des Lebens zu dem Erläuterungssatz Luthers ergibt folgendes Bild:

Der Satz „niemand kann sich selbst das Leben geben“ findet seine theologische Korrespondenz in dem Bekenntnis zu „Gott“ als dem Schöpfer des Lebens.

Der Satz „der Mensch muss das Leben empfangen“ hat seine Entsprechung in der Bekenntniserläuterung darin, dass mich Gott „geschaffen“ hat, also in der Anerkennung der Geschöpflichkeit.

Der Satz „das Gegebensein des Lebens enthält eine elementare Verbindlichkeit in dem Miteinander von Abhängigkeit und Freiheit der eigenen, individuellen Lebenswirklichkeit“ erfährt seine religiös-theologische Vertiefung in dem Bekenntnis, dass „mich“ Gott geschaffen habe.

Der Satz „das empfangene Leben muss vom Menschen auch angenommen werden“ verdichtet sich in der Reflexion der Bekenntnisaussage „ich glaube“, sofern mit Glauben eine Haltung des Vertrauens und des Angenommenseins zum Ausdruck gebracht wird, die auch die Bedingtheit des eigenen Lebens umfasst, über die ich handelnd nicht verfüge und die ich gleichwohl in Anspruch nehmen muss.

TRUTZ RENDTORFF

Was ist Ethik?

Ethik ist die Theorie der menschlichen Lebensführung. Von Ethik sprechen wir, um der Erfahrung Ausdruck zu geben, dass die Welt des Menschen in allen ihren Beziehungen zur Stellungnahme auffordert. Ethische Fragen sind Lebensfragen, die dem Menschen im Vollzug des Lebens begegnen und zu denen er in der Realität der eigenen Lebensführung Stellung nehmen muss. Alles Handeln impliziert solche Stellungnahme. Menschliches Handeln ist niemals bloß äußere Beziehung zu Objekten, Bearbeitung von Gegenständen. Im Handeln wird eine Beziehung zur Wirklichkeit betätigt, in der der Mensch immer schon steht und die ihn bestimmt und verpflichtet. Das Bewusstsein für diese innere Verbindlichkeit menschlicher Lebenswirklichkeit verschafft sich in der ethischen Frage Ausdruck.

In diesem Sinne kann Ethik als eine Steigerungsform der Wirklichkeitserfahrung des Menschen bezeichnet werden, sofern als Ethik der Anteil der eigenen Lebensführung an dem, was uns als Wirklichkeit beansprucht, zum Thema wird.

Ethik als *Theorie* der menschlichen Lebensführung gilt darum dem ethischen Sinn der Wirklichkeit, in der das Leben der handelnden Menschen steht und an der sie teilhaben. Sie gilt dem Umgang mit der ethischen Frage, den Voraussetzungen und Zielen, denen die Stellungnahme des Menschen verpflichtet ist. Sie gilt der Frage nach dem guten Leben, die mit dem tatsächlichen Lebensvollzug nicht schon beantwortet ist, sondern aufgeworfen wird, wo die Lebensführung des Menschen zur Stellungnahme veranlasst ist.

Ethik als Theorie der menschlichen Lebensführung ist selbst immer wieder veranlasst durch konkrete Lebenszusammenhänge, in denen die ethische Frage auftritt. Sie hat als Theorie keinen anderen Erfahrungsboden. Ethische Reflexion ist keineswegs das alleinige Vorrecht der Theoretiker. Die menschliche Lebenswirklichkeit realisiert sich immer auch als ein permanenter ethischer Diskurs. In einem gewissen Sinne sind alle daran beteiligt.

Ethische Fragen von größerem oder geringerem Gewicht werden überall erörtert, weil sie in allen Situationen des Lebens und Handelns implizit enthalten sind. Dieser alltägliche ethische Diskurs wird allerdings zumeist nur aus gegebenem Anlass geführt. Er ist eingebunden in die institutionellen Lebensprozesse von Familien, Schulen,

Kirchen, politischen und gesellschaftlichen Institutionen; er wird veranlasst durch biografische Erfahrungen von Jungen und Alten, von Liebe, Freundschaft, von engeren persönlichen und weiteren unpersönlichen Begegnungen und Beziehungen. An jedem Ort des Lebens kann er geführt werden und wird er irgendwie auch geführt. Die öffentliche Auseinandersetzung um die Ziele unseres Handelns und um den Stil, in dem Verantwortung wahrgenommen oder missbraucht wird, setzt den ethischen Diskurs in Gang. Es bedarf einer lebendigen, oft pointiert geführten Auseinandersetzung, um das Gewicht der Aufgaben und Standpunkte zu testen und neuentdeckte Themen in die Kontinuität der ethischen Debatte einzubringen.

Die Aufgabe einer ethischen Theologie

Soll der Mensch nicht zum Objekt des verändernden Handlungswillens anderer Menschen werden, dann hängt alles daran, die ethische Frage im Kern als eine Lebensfrage des Menschen radikal ernst zu nehmen und sie nicht bestimmten endlichen, bedingten Aspekten der Lebensführungspraxis zu subsumieren. Die Theologie hat in den ethischen Diskurs darum in erster Linie den Bezugsrahmen für eine der Lebenswirklichkeit angemessene Fragestellung einzubringen. Sie hat dafür einzustehen, dass die theologische Dimension der Lebenswirklichkeit in der Ethik eine aufklärende und orientierende Rolle spielt.

Die Erfahrung des Wandels und die damit einhergehende Radikalisierung der Frage des Menschen nach sich selbst sind ein Indiz dafür, dass das Leben des Menschen nicht in sich selbst Bestand hat, sondern in elementarer Weise zu einer Gemeinschaft des Lebens gehört. Deren Verfasstheit wird nicht schon mit den Beziehungen der Menschen untereinander und zu ihrer Umwelt erschöpfend erfasst, sondern hat die Beziehung aller Wirklichkeit zu Gott zu ihrem Grunde.

In der Herausforderung zum Handeln und zur Stellungnahme wird die kommunikative Grundstruktur der menschlichen Lebenswelt erfahren. Darum ist Handeln immer schon eine Antwort auf eine Gemeinschaft des Lebens, die dem Menschen gegeben ist. Die kommunikative Struktur der Lebenswirklichkeit ist der Sache nach die eines Lebens in Gemeinschaft mit Gott. Die Anerkennung dieses Grundsachverhaltes steht in der Ethik auf dem Spiel. Die Explikation, die Begründung und die argumentative Vertretung dieses Grundsachverhaltes ist die Aufgabe einer ethischen Theologie.

TRUTZ RENDTORFF

Menschenwürde und Freiheit

Personalität ist ein elementares Merkmal für die *Würde des Menschen*. Der christliche Begriff der Freiheit hat zum Inhalt, dass dem abhängigen und empirisch gesehen durchaus elenden Menschen das zugehört, was die Wirklichkeit Gottes ist. Personalität als Individualität des Menschen bezeichnet darum nicht eine Summe von Eigenschaften, die der Mensch von sich selbst her hat; sie besteht nicht in dem Vermögen, in dem einer über sich selbst wie über eine Sache verfügen kann. Das Christentum tradiert das Wissen um eine Würde des Menschen, der, an sich selbst betrachtet, durchaus der vergängliche und sündige Mensch ist; aber als dieser ist er in einer unverwechselbaren Weise als einzelne konkrete Person Geschöpf Gottes.

Die Aussage, dass der Mensch Geschöpf Gottes sei, zielt also nicht auf den Menschen als ein Gattungswesen, sondern auf das kontingente Individuum in einer dem Gottesgedanken äquivalenten Personhaftigkeit. Personalität und Individualität des konkreten Menschen bringen den Freiheitssinn der Geschöpflichkeit zum Ausdruck. Sie gehen dem Handeln im Verkehr mit anderen Menschen voraus. Sie bilden darum auch eine Grenze für alles Handeln, einen Maßstab für politische, gesellschaftliche und moralische Programme der Weltgestaltung.

Die Würde der individuellen Person begründet deswegen einen Schutz des Menschen vor der „Welt“, d. h. *Freiheit* wird bestimmbar als die *Grenze einer Verfügung des Menschen über den Menschen*. Diese Grenze ist im Folgezusammenhang der geschöpflichen Freiheit das notwendige Thema einer *Selbstbegrenzung des Menschen* im Verhältnis der Menschen untereinander wie im Verhältnis zur Umwelt.

Zur Individualität und Personalität tritt als weiteres Element des geschöpflichen Begriffs der Freiheit darum die *Sozialität*. Die Sachlogik der Ethik lässt auf die kommunikative Struktur der menschlichen Lebenswirklichkeit aufmerksam werden. Niemand kann allein und durch sich selbst existieren. Ge-

schöpflichkeit als Individualität und Personalität haben von sich selbst her eine soziale Struktur. Der ethische Sinn der Sozialität expliziert die Beziehung zu Gott, die in der Geschöpflichkeit des Menschen ausgesagt wird, in der gegenseitigen Angewiesenheit der Menschen aufeinander, als gegenseitige Annahme. In dieser Gegenseitigkeit realisiert sich das Bewusstsein von der Gemeinschaft mit Gott so, dass es zum Bewusstsein einer gemeinsamen Welt wird. Die gegenseitige Anerkennung und Annahme der Menschen in der Sozialität hat deswegen zu ihrer elementaren Norm die *Liebe als Gestalt der Freiheit*, mit der der Mensch auf seine wahre Natur angesprochen ist.

Im Verhältnis zu diesen Grundstrukturen der Geschöpflichkeit lässt sich Freiheit dann als *Selbsttätigkeit* (und also *nicht* als Selbstkonstitution!) bestimmen. Mit dem Ausdruck „Selbsttätigkeit“ soll erneut gesagt sein, dass in allem Handeln des Menschen die Frage nach sich selbst thematisch ist und dass darum alles Handeln den Charakter von *Selbstbestimmung* hat. Die inhaltliche Qualifikation der Selbstbestimmung soll den Grundbeziehungen entsprechen, in denen der Mensch er selbst ist. Darum geht es in der theologischen Ethik. Wenn Selbsttätigkeit als ein Moment von Freiheit besagt, dass ich mir selbst in allen meinen Tätigkeiten bewusst bin, dann muss das genauer heißen, dass ich mir der Tatsache bewusst bin, dass ich nur in der Beziehung zu Gott und in der Vermittlung durch andere selbst sein kann.



THOMAS STAUBLI

Das alttestamentliche Menschenbild und seine Körpersymbolik: Herz

Als Sitz des Denkens und der Vernunft, des Planens und des bewussten Verarbeitens von Erfahrungen galt im alten Israel das Herz (hebr. *leb* oder *lebab*), das in unserer abendländischen Kultur symbolisch für Gefühl, Liebe und Innerlichkeit steht. Es übernimmt in der israelitischen Sichtweise eindeutig Funktionen, die wir dem Gehirn zuordnen würden.

Das Herz kann voll Angst sein oder gelassen, mutlos oder überheblich. Es kann etwas ganz heftig begehren, und es kann sich freuen. Die Sprüche der Weisheitsbücher belehren uns, dass hingehaltene Hoffnungen ein Herz krank machen und dass ein fröhliches Herz die Gesundheit fördert (Spr 13,12; 15,13; 17,22).

Nach Dtn 29,3 hat ein Mensch Augen, um zu sehen, Ohren, um zu hören und ein Herz, um zu verstehen. Das Herz verarbeitet und ordnet die Eindrücke, die von außen kommen. Salomo, der Patron der Weisheit, bittet daher Gott um ein hörendes Herz, d. h. einen wachen, aufmerksamen Verstand und Geist (1Kön 3,9). Er wird mit „Herzweite“ beschenkt, d. h. mit Bildung und Klugheit (1Kön 4,9-14; vgl. 3,12). So sehr man die Weisheit des Herzens bewunderte, so sehr fürchtete man herzlose Menschen (Spr 10,13). Mangel an Herz bedeutet in Israel nicht Gefühlskälte, sondern Gedankenlosigkeit, Unvernunft oder schlicht Dummheit (vgl. Hos 7,11 die Herz-

losigkeit Efraims). Wer vernünftig ist, nimmt sich hingegen die Worte Gottes zu Herzen, d. h. prägt sie sich ein und nimmt sie ganz in sich auf, beherzigt sie (im Englischen „learning by heart“), schreibt sie auf die Tafel des Herzens (Dtn 6,6).

In der hebräischen Bibel steht das Herz für menschliches Sinnen und Sehnen. Noch das Lukasevangelium setzt voraus, dass das Herz der geheime innere Ort des Denkens ist. Nach den turbulenten Erfahrungen mit dem zwölfjährigen Jesus in Jerusalem heißt es in Lk 2,51, seine Mutter habe alle seine Worte in ihrem Herzen bewahrt, was in der alten biblischen Tradition nichts anderes bedeutet, als dass sie darüber nachdachte. Im Herzen stellt ein Mensch seine geheimsten Überlegungen und Pläne an. Das, was jemand redet, braucht nicht mit dem übereinzustimmen, was er oder sie in seinem/ihrem Herzen sinnt. Es gibt Leute, die reden Schalom und denken dabei etwas Böses (Ps 28,3).

Das Herz ist auch so etwas wie das Gewissen. Der Beter eines Psalms kann Gott um ein reines Herz, d.h. ein reines Gewissen bitten (Ps 51,12). In Ägypten ist die Gewissensfunktion des Herzens besonders in den Vorstellungen vom Totengericht sehr ausgeprägt. Der oder die Tote muss beim Eintritt ins Totenreich vor den Göttern eine schwere Prüfung bestehen, das Herzwägen. Nach einem festen Formular legt der oder die Tote ein Bekenntnis ab, bei welchem der Reihe nach alle Sünden abgestritten werden. Das Herz tritt dabei als allwissender Zeuge auf und muss unter Umständen gegen seinen Herrn oder seine Herrin aussagen.



Szene aus dem Totenbuch (ägyptischer Papyrus; ca. 1200 v. Chr.)

Das Motiv der Herzwägung lebt in Gestalt der Seelenwägung über mittelalterlichen Kirchenportalen weiter. Der Mensch, der das Haus Gottes betritt, steht unter dem Gericht. Er soll sich die postmortale Beurteilung im Angesicht des Weltenrichters Christus vergegenwärtigen. An die Stelle des Herzens ist ein nacktes Seelenfigürlein getreten. In der anderen Waagschale steht der Teufel mit einem Bein und versucht die Seele für sich zu

gewinnen. Anstelle des Anubis amtiert der Erzengel Michael als Wäger.

In Israel spielt das Herz keine Rolle bei der Verwandlung in eine neue Seinsweise nach dem Tod, sondern bei der umfassenden Neuwerdung durch Gesinnungswandel zu Lebzeiten. Das neue Herz, das Gott dann schenkt, wird nicht mehr aus Stein, sondern aus Fleisch sein (Ez 11,19).



Freiburger Münster „Seelenwägung“ (Wandrelief)

HELMUT UTZSCHNEIDER

Alttestamentliche Anthropologie: Zum Verständnis des „Lebens“ im Alten Testament

Die Wortfamilie „leben“ („chayah“) ist in den Texten des Alten Testaments mehr als 600-mal vertreten. Selbstverständlich ist vom „Leben“, dem menschlichen, dem tierischen, dem pflanzlichen und nicht zuletzt auch dem göttlichen nicht nur dort die Rede, wo das Wort dafür erscheint. „Leben“ ist, wo Menschen atmen, sehen, hören, sprechen, schlafen, erwachen, weinen, lieben, zürnen, arbeiten, feiern, kämpfen. Auch Gottes Lebendigkeit kann mit solchen menschlichen Lebensäußerungen umschrieben werden.

Die Auffassung von Leben, wie sie die Texte des Alten Testaments und die Bilderwelt Altisraels bezeugen, ist leibhaftig. Ein hebräisches Schlüsselwort dafür ist „näfäsch“. Es meint eigentlich die „Kehle“. Für den Unterschied zwischen der alttestamentlich-biblischen und unserer, von der westlichen Antike mitgeprägten Lebensauffassung ist es bezeichnend, dass wir das hebräische Wort „näfäsch“ meist mit „Seele“ (griech: „psyche“) wiedergeben und es in der christlichen Tradition als den nichtkörperlichen Wesenskern des Menschen verstehen.

Das alttestamentliche Denken gibt sich aber mit der Bezeichnung der äußerlichen „leiblichen“ Erscheinung nicht zufrieden, sondern denkt die Fähigkeiten und Kräfte des Bezeichneten immer mit. So schwingen bei der Vorstellung der „Kehle“ alle lebenswichtigen Vorgänge und alle Lebensäußerungen mit, die mit diesem Teil des Körpers verbunden sind: das Atmen, Essen, Trinken, Sprechen und Schreien. So steht die Kehle schließlich „für den élan vital, jene Kraft, die ihn (scil. den Menschen) zu einem lebenden Menschen“ oder, noch kürzer, zum „Ich“ macht, so jedenfalls kann näfäsch nicht selten übersetzt werden (vgl. etwa 1. Mose 27,4). In der Zusammensetzung „näfäsch chayah“ wird die „Kehle“ zu allgemeinsten Ausdruck für Lebewesen überhaupt (1. Mose 1,20 für die Tiere: 1. Mose 2,7 für die Menschen).

Darüber hinaus lässt sich die Leibhaftigkeit der alttestamentlichen Lebensauffassung auch an anderen Körperteilen und ihrer „Dynamik“ erkennen, so in Psalm 16,9f., wo der Beter oder die Beterin in ihrer Freude vor Gott so beschreiben:

„Darum freute sich mein Herz (= mein Verstand), jauchzte meine Leber (=mein Gefühl): Ja, mein Fleisch (=mein Körper) wohnt sicher, denn meine Kehle (=mich selbst) überlässt du nicht der Unterwelt; du gibst deinem Getreuen das Grab nicht zu sehen.“

Von allen Bücher des AT findet sich das Zeitwort *chayah* bzw. die von ihm abgeleiteten Worte statistisch am häufigsten nicht in der Genesis, dem Buch der Schöpfung, nicht in den Psalmen, dem Buch der Gebete in den Grenzsituationen des Lebens, nicht in einem Weisheitsbuch, sondern – im Buch des Propheten Ezechiel. Das mag überraschen, es ist aber wiederum bezeichnend für das ganzheitliche Lebensverständnis des AT.

Prophetenbücher fragen nach dem „Wandel“, dem Verhalten des Volkes Israel und seiner Menschen vor Gott, vor dem Recht, vor der guten Sitte und das Ezechielbuch bringt wie kein anderes atl. Buch seinen Lesern zu Bewusstsein, dass das Gelingen des Lebens mit eben jenem Wandel zu tun hat. In der Zeit Ezechiels hat Israel in besonderer Weise die Erfahrung gemacht, dass Fehlverhalten und Sünde nicht nur deren Opfer töten kann, sondern auch die Täter und deren Nachkommen heimsucht. Es geht das resignative Sprichwort um: „Die Väter haben saure Trauben gegessen und den Söhnen sind die Zähne stumpf geworden“ (Ez 18,2). Ez 33,10 sagt es ohne Bild, aus der Perspektive der Nachkommen: „Unsere Vergehen und unsere Sünden sind auf uns und durch sie verfaulen wir. Wie können wir leben?“ Gott setzt dem entgegen: „So wahr ich lebe ... Ich habe nicht Gefallen am Tode des Frevlers, sondern daran, dass der Frevler umkehrt von seinem Wandel, damit er lebe.“

Im Weiteren gibt Gott Einblick in seine „Lebensbedingungen“: „der Frevler gibt sein Pfand zurück, er erstattet Geraubtes, kurz: er tut „Recht und Gerechtigkeit“ er verhält sich nach den „Bestimmungen des Lebens“ (33,15). Jeder (einzelne) Mensch, der dergestalt Verantwortung übernimmt, hat Zukunft, auch der Frevler. Nach dem Ezechielbuch hat *Leben* zu tun mit: Recht und Gerechtigkeit, mit lebensförderlicher Gesinnung, mit verantwortetem Handeln des Einzelnen. Tod hat zu tun mit Unrecht, Eigennutz, rückwärtsgerichtetem Denken, mit Abwälzen individueller Verantwortung auf die Geschichte oder die Verhältnisse.

SILVIA SCHROER / THOMAS STAUBLI

„Der Mensch hat vor dem Tier keinen Vorzug“

Die herausragende Position des Menschen in den beiden Schöpfungsberichten von Gen 1 und 2 ist, was das biblische Menschenbild betrifft, in gewisser Hinsicht irreführend, wofür allerdings weniger die Texte selber als deren Auslegungsgeschichte verantwortlich zu machen sind. Zum einen zeigen das Buch Ijob und der Psalm 104, dass die Weisen Israels nicht unbedingt der Ansicht waren, der Mensch sei die Krone oder das Zentrum der ganzen Schöpfung. Sie gaben ihm einen Platz *neben* allen anderen Kreaturen, die ihre eigene Existenzberechtigung haben und nach Ijob 12,7-10 auch wissen, dass Gott ihr Schöpfer ist. Zum anderen ist die hohe Meinung vom Menschen, die sich in der Idee der Gottebenbildlichkeit ausdrückt (vgl. noch Gen 5,1), nicht repräsentativ. Dass die Menschen nur wenig geringer als „Götter“ oder „Gott“ sind, sagt so pointiert einzig der Psalm 8:

Was ist doch der Mensch, dass du seiner gedenkst,
und das Erdlingskind, dass du dich seiner annimmst?
Du machtest ihn wenig geringer als göttliche Wesen,
mit Ehre und Hoheit kröntest du ihn. Du setztest ihn zum Herrscher über das Werk deiner Hände,
alles hast du ihm unter die Füße gelegt:
Schafe und Rinder allzumal, dazu auch die Tiere des Feldes, die Vögel des Himmels,
die Fische im Meer,
was da die Pfade der Fluten durchzieht.

(Ps 8,5-9)

Der allgemeine Tenor der biblischen Schriften ist ein ganz anderer: Das Leben der Menschen ist kurz, bedroht von allerlei Gefahren und vor allem geprägt von Hinfälligkeit, Vergänglichkeit und Sünde. Ein Hauch ist das menschliche Leben (Ijob 7,7.16; Pss 39,6; 62,10; 94,11; 144,4), ein Schatten (Ps 39,7), ein welkendes Gras (Ps 103,15), wie ausgeschüttetes Wasser (2 Sam 14,14).

Aus Erde und Staub (Dreck) kommt es und kehrt unweigerlich dahin zurück, ja der Erdling „Adam“ ist eine eigentliche Staubexistenz (vgl. Ijob 7,21; 10,9; 34,14f.; Pss 90,3; 104,29; Sir 33,10):

Wie sich ein Vater über seine Kinder erbarmt,
so erbarmt sich JHWH über die, die ihn fürchten.

Denn er weiß, was für Geschöpfe wir sind.

Er denkt daran, dass wir Staub sind.

(Ps 103,13 f.)

Der Tod ist der große Gleichmacher der Menschen. Was immer ihr Schicksal auf Erden war, am Ende sind sie wieder Staub (Ijob 21,23–26; Ps 49). Durch dieses gemeinsame Los sind auch Mensch und Tier eng miteinander verwandt und verbunden. Nicht nur sind beide aus dem gleichen Erdboden heraus gebildet, sondern beide verbindet auch das dunkle Geschick des Todes (vgl. Ps 49,13. 21):

Denn das Geschick der Menschen und das Geschick der Tiere,
ein und dasselbe Geschick ist es.

Wie diese sterben, so sterben jene. Ein gleicher Atem ist in allen.

Der Mensch hat vor dem Tier keinen Vorzug.

Denn alle (Mensch und Tier) gehen an einen Ort,

alle sind sie aus Staub geworden,

und alle werden sie wieder zu Staub.

Wer weiß, ob der Atem der Menschenkinder emporsteigt,

der Atem des Tieres aber hinab fährt zur Erde?

(Koh 3,19–21)

Gegen die unabänderliche Tatsache des Sterbemüssens haben sich die IsraelitInnen nicht aufgelehnt. Den Tod im reifen Alter, wenn der Mensch lebenssatt ist, konnten sie akzeptieren (Ijob 5,26 u. ö.), und nicht einmal in der kommenden Heilszeit wird die Sterblichkeit einfach abgeschafft (Jes 65,20ff.). Das größte Unglück ist hingegen der vorzeitige Tod, der als Raub der Lebensjahre, Abbruch der Lebenshütte und sinnloses Abschneiden des Lebensgewebes erfahren wurde.

(Jes 38,10–13)



Franz von Stuck, Die Sünde (1893, 94,5 cm x 59,5 cm)

Zitate zu „sündigen“ und „Sünde“



Wer schläft,
sündigt nicht.

Der Tod ist der
Sünde Sold.
(Römerbrief)

Das Kleid ist
sündhaft teuer.

„Du Umwelt-
sünder!“

Kann denn Liebe Sünde sein?

Die größte Sünde ist die Langeweile. (J. F. Herbart)

Kleine Sünden bestraft der liebe Gott sofort.

Die Jagd nach dem Sündenbock ist die einfachste. (Dwight Eisenhower)

Über Weihnachten habe ich schwer gesündigt.

Für diese Sünde hättest du früher im Höllenfeuer geschmort.

Es ist keine Sünde, ein Dummkopf zu sein, aber die größten Sünden werden von Dummköpfen begangen. (Marie Freifrau von Ebner-Eschenbach)

Ich muss dir mal meine Sünden beichten.

Ist bei dieser Diät auch mal sündigen erlaubt?

Die schlimmste Sünde ist eine nicht begangene Sünde.

Sünden der Jugend machen das Antlitz hässlich im Alter. (Talmud)

Wer unter euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein.

(Johannesevangelium)

Der Mensch wird nicht für seine Sünden bestraft, sondern durch sie.
(Elbert Hubbard)



Michelangelo Buonarroti, Sündenfall und Vertreibung aus dem Paradies, Deckengemälde in der Sixtinischen Kapelle
(Fresko, entstanden zwischen 1508 und 1512)

BRITTA GÜRKE (DPA)

Beichte im Internet: Oh Herr, downloade unsere Schuld

Wo Sünder ihre Schuld im Netz abladen

Beichten ist unpopulär. Auch Mitglieder der katholischen Kirche gestehen immer seltener Priestern ihre Sünden. Anders im Internet: Auf Beichtseiten erleichtern täglich Hunderte ihr Gewissen. Kirchenvertreter bezweifeln aber, ob im Netz abgelegte Sünden vergeben sind.

Zittrige Knie auf dem Weg zum Beichtstuhl, um dem Pfarrer beim Geständnis ins Auge blicken? Nicht bei der Beichte im Web. „Es wurde noch nie so viel gebeichtet wie heute“, sagt Christian Sieberer, katholischer Pfarrer aus Österreich. „Das passiert im Internet, im Forum, in Talkshows oder beim Psychiater – aber eben nicht in der Kirche.“

Sieberer ist im Internet aktiv wie wenige andere seiner Profession. Dort gibt es eine Vielzahl von Angeboten wie beichte.de oder beichthaus.com, die suggerieren, dass es nicht schwer ist, online mit Jesus zu kommunizieren – ein Klick und die Sünde ist weg. Zwischendurch allerdings muss man auf einigen der privat betriebenen Seiten noch gewinnbringende Werbeanzeigen über sich ergehen lassen.

Die Verfehlung eintippen, mit der Maus auf das Feld „Herr, ich habe gesündigt“ klicken, und schon geht das ganze über eine „gesegnete IP“ gen Himmel. So einfach läuft das Ritual bei der privat betriebenen Seite beichte.de. Im Hintergrund läuten die Glocken. „Wenn Sie Ihre Verfehlungen wirklich bereuen, wird Ihnen wahrscheinlich vergeben“, heißt die letzte Warnung, bevor sich die Message auf den Weg in das Postfach für Büßer macht.

Menschliche Abgründe zum Nachlesen

Die Sünden bleiben bei beichte.de anonym. [Beichthaus.com](http://beichthaus.com) – nach Angaben des Betreibers die meistgenutzten Beichtseite Deutschlands – setzt hingegen auf das Prinzip des öffentlichen Prangers. „Ich (20, männlich) habe in der Cottbuser Fußgängerzone eine Taube mit dem Fahrrad überfahren“, gesteht ein Nutzer in der Kategorie „Gewalt“.

Unter „Boshaftigkeit“ wird es dramatischer: „Ich habe einmal einen Aschenbecher aus dem Dönerladen um die Ecke geklaut. Eine Woche darauf hat er zugemacht.“ Wiederholungstäter sind auch dabei: „Ich muss zugeben, dass ich immer, wenn ich Zeit habe, Fahrschulautos verfolge und bei jeder Kleinigkeit, die der Fahrschüler falsch macht, übertrieben genervt mit den Armen fuchtel und hupe.“

Für die Kirche ist diese Entwicklung wenig erfreulich. Sie sieht den Begriff Beichte zum Teil missbraucht. Pfarrer Sieberer selbst kann sich über die witzigen Seiten der Internet-Beichte amüsieren, erkennt aber auch durchaus einen ernsthaften, einen traurigen Trend.

Weil viele Menschen niemanden zum Reden hätten, müssten sie sich im Internet Luft verschaffen. „Es ist oft ein Erleichtern oder aber Selbstdarstellung“, sagt er. Mit dem Original, der Beichte vor einem Pfarrer, habe die Online-Variante nichts zu tun. „Sünden werden da garantiert nicht vergeben. Bei vielen dieser Dinge fehlt die Reue, und die ist bei der Beichte das Wichtigste.“

Nur Gestehen alleine reicht nicht zur Vergebung. Neben der Reue gehört auch der Vorsatz, sein Verhalten wiedergutzumachen und sich zu bessern zu den wichtigsten Voraussetzungen für die Absolution, heißt es in dem Bericht.

Beichthaus.com-Erfinder Robert Neuendorf hofft, dass die Nutzer seiner Seite sich im Klaren sind, dass das Internet keine Alternative zur echten Beichte sein kann. „Die Beichte im Internet kann ein persönliches Gespräch mit einem Priester nur schwer ersetzen“, räumt der selbständige Marketing-Kommunikationswirt mit Wohnsitz in Berlin und Bangkok ein.

Als der 30-Jährige vor einigen Jahren in den USA auf eine ähnliche Seite aufmerksam wurde, beschloss er, eine deutsche Variante zu gründen. Ein christlicher Anspruch habe allerdings nicht unbedingt dahinter gestanden, gibt er zu. Ein Teil seines virtuellen Beichtstuhls sind auch Werbeanzeigen.

Der Erfolg überraschte ihn selbst. Heute werden auf seiner Seite täglich 300 Beichten hinterlassen. „Im Grunde ist das die Essenz für das, was überall im Internet passiert, in Weblogs oder bei Twitter: Die Leute schreiben auf, was sie bewegt. Dabei sind sie anonym. Sie müssen sich nicht trauen, mit jemandem zu sprechen.“

WOLF KRÖTKE

Sünde/Schuld und Vergebung

Begrifflichkeit

Sünde ist der Bruch des Gottesverhältnisses durch den Menschen. Dieser Begriff wird entleert, wenn er nur auf moralische Verfehlungen angewandt wird. Nur sofern ein innerweltliches moralisches Fehlverhalten als Dimension der Abwendung des Menschen von Gott begriffen wird, kann es mit Recht Sünde genannt werden. Der Grundakt der Sünde ist der Unglaube. Im Unglauben verschließen sich Menschen dagegen, dass sie Gott ihr Dasein verdanken und er sich ihnen zuwendet. Sie wenden sich dagegen, dass er ihr ganzes Leben bestimmt. Darum kann die Sünde auch als Ungehorsam gegen Gottes Gesetz verstanden werden. Sie prägt den ganzen Menschen als Person in seinem Denken, Fühlen und Wollen. Sie ist „Personsünde“ und wirkt sich als solche auf alles Handeln und Verhalten aus. Der sündigen Abwendung von Gott korrespondiert die Verfehlung und Zerstörung der Beziehungen des Menschen zu sich selbst, zu anderen Menschen und zur Welt, in welchen jeder Mensch Gottes Geschöpf ist. Die Folge der Sünde als zerstörerischer Drang in die Verhältnislosigkeit ist darum der Tod (vgl. Röm 6, 23).

Sünde ist Schuld, da der Mensch im Missbrauch seiner Freiheit und in eigener Verantwortlichkeit dem Willen Gottes zuwider handelt. Er will selber „sein wie Gott“ (vgl. Gen 3,5). Er pervertiert die Möglichkeiten seiner Geschöpflichkeit. Sünde wird ihm deshalb von Gott als seine Schuld zugerechnet. Das bedeutet nicht, Sünde könne von den sog. „Tatsünden“ her verstanden oder nach dem

Grad ihrer Schwere in sich differenziert werden. „Tatsünden“ als Einzeltaten sind vielmehr Aktualisierungen der grundlegend verkehrten Ausrichtung des menschlichen Lebens, die in der schuldhaften „Lebenstat“ des Unglaubens besteht. Zugleich liefern sich Menschen mit der Grund- und Wurzelsünde der Abwendung von Gott aber auch der Macht der Sünde als Macht des Bösen aus. Sie werden von ihr in ihrem Personsein beherrscht. Das entschuldigt sie nicht. Die Sünde ist kein „Schicksal“. Aber indem Menschen sündigen, geben sie einer Macht der Destruktion ihres Daseins Raum, von der sie sich selbst nicht wieder freizumachen vermögen.

In diesem Sinne sind im bibl. Verständnis alle Menschen Sünder. Alle tun das Gleiche und stehen unter der gleichen Macht des Bösen wie „Adam“, der nach Gen 3 die sündige Menschheit repräsentiert. Es ist problematisch, die Universalität der Sünde mit der Vorstellung von der „Erbsünde“ zu erklären. Denn der Begriff des „Erbes“ steht im Widerspruch zum Begriff der selbstverantworteter Lebenstat. Das Anliegen der Sündenlehre (Hamartologie), die gänzliche Sündenverfallenheit aller Menschen zur Geltung zu bringen, muss aber aufgenommen werden. Denn wenn Gott sich sündigen Menschen in Jesus Christus aus Gnade zuwendet, wird offenbar, dass sie alle faktisch dasselbe wie „Adam“ tun. Sie sind darum alle auf die Vergebung der Sünde angewiesen. Das Wesen und die Tragweite der Sünde werden überhaupt erst aus der Perspektive des Glaubens an den die Sünde vergebenden Gott erkennbar. Sünde ist die Schuld, welche nur Gott wieder gutmachen kann, indem er das Gottesverhältnis durch die Erweckung des Glaubens neu begründet.

„Das maßgeblich Bestimmende ist für den christlichen Glauben allemal die schöpfungsmäßige Vorgabe der von Gott geschenkten Existenz, die Urvertrauen und Liebe ermöglicht, verlangt und verheißt, sowie die Neuschöpfung als Gabe der Sündenvergebung, bei der Sünde vorrangig aus der Perspektive ihrer Überwindung beachtet und betrachtet wird.“ (Rainer Lachmann)

WOLFGANG STEGEMANN

Neutestamentliche Anthropologie: Gibt es ein richtiges Leben im falschen?

Paulus war ein antiker Intellektueller. Das heißt vor allem: Er hat über seine Erfahrungen nachgedacht, er hat sich Gedanken darüber gemacht, warum die Dinge so sind wie sie sind und wie sie verändert werden können. Seine Aufmerksamkeit galt insbesondere dem Versagen von Menschen: dass wir immer wieder die Ziele, die wir uns stecken, nicht erreichen. Schlimmer noch, dass wir zu bösen Taten fähig sind, ja selbst Grausamkeiten begehen, die nicht nur Fremde, sondern sogar die eigenen Familienmitglieder betreffen können. Nicht zu vergessen, dass Menschen auch Tiere quälen. Die Empörung, die Paulus über diesen unethischen Zustand der Menschheit empfunden hat, kann man etwa in seinem Brief an die christliche Gemeinde in Rom lesen (besonders Römer 3,10-18). Doch er stellt sich auch die Frage: Warum stehlen wir, sind wir gewalttätig, lügen und betrügen wir? Warum tun Menschen ihren Mitgeschöpfen etwas an? Leiden wir unter einem anthropologischen Defekt? Ist irgendetwas mit der Menschheit nicht in Ordnung? Hat Gott uns vielleicht unvollkommen erschaffen?

Wenn Sünde ein anthropologischer Schaden wäre, wären wir einerseits gut heraus. Denn dann sind wir Menschen nicht wirklich verantwortlich für unser Tun. Hätte Gott uns doch einfach vollkommener schaffen sollen! Andererseits wäre das auch fatal, da es letztlich keine Hoffnung auf eine grundlegende Veränderung der empörenden Zustände gäbe. Doch diese Lösung überzeugt nicht wirklich, wie jeder und jede von uns selbst weiß. Wir wissen um gut und böse, wir haben keinen Dachschaten, der uns schuldunfähig macht. Wir wissen nicht nur um gut und böse, wir sind auch davon überzeugt, dass das Gute besser ist als das Böse. Der Apostel Paulus drückt das so aus, dass der Mensch eigentlich in Übereinstimmung mit der guten Ordnung Gottes leben will: „Denn ich habe nach dem inneren Menschen Wohlgefallen am Gesetz Gottes“ (Römer 7,22).

Doch warum gelingt die Umsetzung nicht? Auch dafür hat Paulus eine Erklärung, die im Übrigen vor ihm schon andere antike „Anthropologen“, wie wir sagen würden, diskutiert haben. Der Mensch hat nicht so etwas wie ein „Sünden-Gen“, das ihn unfähig macht zu einem gerechten Leben. Es gibt allerdings Konstellationen in unserem

Leben, in denen wir die Kontrolle verlieren. Es gibt in bestimmten Lebenssituationen einen Drang, eine über uns herrschende fremde Macht, die uns zu den schlimmsten Taten treiben kann. Paulus nennt diese Macht „Sünde“. Wenn er über sie spricht, so hat man das Gefühl, er spricht über eine Sklavenhalterin. Die Sünde hat uns im Griff, sie herrscht über uns, sie bestimmt unser Leben und nicht mehr wir selbst. Wir sind nicht mehr „Herr“ oder „Frau“ im eigenen Haus. Dazu muss man einen kleinen Abschnitt im Römerbrief genau lesen:

„Denn wir wissen, dass das Gesetz pneumatisch ist, ich aber bin fleischlich, unter die Sünde verkauft; denn was ich vollbringe, erkenne ich nicht; denn nicht, was ich will, das tue ich, sondern was ich hasse, das übe ich aus. Wenn ich aber das, was ich nicht will, ausübe, so stimme ich dem Gesetz bei, dass es gut ist. Nun aber vollbringe nicht mehr ich es, sondern die in mir wohnende Sünde. Denn ich weiß, dass in mir, das ist in meinem Fleisch, nichts Gutes wohnte; denn das Wollen ist bei mir vorhanden, aber das Vollbringen des Guten nicht. Denn das Gute, das ich will, übe ich nicht aus, sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich. Wenn ich aber das, was ich nicht will, ausübe, so vollbringe nicht mehr ich es, sondern die in mir wohnende Sünde.“ (Römer 7,14-20)

Was sind solche Situationen, in denen wir die Kontrolle über uns selbst verlieren? Für Paulus wie für viele andere antike Menschen ist die Antwort ziemlich klar – und sie ist längst nicht überholt. Es sind vor allem unsere Emotionen, Zorn, Liebe, Eifersucht, Neid, die uns zum Bösen verführen. Zorn und Neid sind schon in der Bibel, die der Apostel Paulus gelesen hat, wir nennen sie das Alte Testament, der Urgrund der Sünde. Zorn und Neid treiben Kain dazu, seinen Bruder Abel zu erschlagen (1. Mose 4,3-8). Es sind die großen Emotionen, die Menschen dazu bringen, außer Kontrolle zu geraten und das Böse zu tun. Insbesondere die Eifersucht und das Gefühl, entehrt zu werden. Die Medea des Euripides ist ein weiteres berühmtes Beispiel. Sie hat mit Jason drei gemeinsame Söhne; doch ihr Ehemann wird ihr untreu und hat die Tochter des Königs Kreon geheiratet. Die entehrte und gekränkte Medea beschließt, sich an Jason zu rächen. Nach einer ersten, höchst emotionalen Reaktion plant sie schließlich in kaltem Blut die Vergiftung ihrer Nebenbuhlerin und – um ihren untreuen Ehemann besonders zu treffen – auch die Tötung ihrer eigenen Kinder. Medea erkennt das Grauensvolle ihrer Tat, doch ihr Zorn ist stärker als ihre vernünftigen Gedanken. Die Leidenschaft ist schuld an dem

größten Übel für die Sterblichen. Medea beklagt, dass sie besiegt wird durch das Böse. Sie begreift, welche Untat sie begehen soll, die Leidenschaft aber ist stärker als ihre Überlegungen.

Umso wichtiger wäre, dass Menschen ihre Emotionen unter Kontrolle bringen, ihr Begehren zügeln und kontrollieren. Griechen und Römer glaubten, dass diese Kontrolle durch Disziplin, durch „Selbstherrschaft“, möglich ist. Grundsätzlich ist diese Lösung ja gar nicht falsch. Doch hat sie geholfen?

Paulus war der Meinung, dass die Leidenschaften, dass das Begehren des Menschen seinen Sitz im Körper, im „Fleisch“, hat. Es reicht also nicht, wenn wir unseren Verstand bemühen; der kann eben leicht durch die Emotionen außer Kraft gesetzt werden. Es muss etwas hinzukommen, es bedarf einer „Verwandlung“ des Menschen. Diese Verwandlung findet nach seiner Meinung durch den Glauben statt, durch den die Menschen zu Christus gehören, nicht mehr zum Herrschaftsreich der Sünde. Diesen Zustand nennt Paulus „Rechtfertigung“ des Sünders. Es geht nicht darum, dass sündiges Verhalten gerechtfertigt wird, sondern darum, ins Reine zu kommen mit Gott. Nicht „sich rechtfertigen“ – etwa: „Ich wurde be-

siegt durch das Böse, die Leidenschaft war stärker als ich“ –, sondern: gerechtfertigt werden. Es geht um die passive, nicht um die aktive Gerechtigkeit, wie Luther formuliert hat. Diese Erfahrung ermöglicht nach Meinung des Paulus die „Treue Christi“: „Jetzt aber ist ohne Gesetz Gottes Gerechtigkeit geoffenbart worden, bezeugt durch das Gesetz und die Propheten, Gottes Gerechtigkeit aber durch Treue Jesu Christi für alle, die [darauf] vertrauen. Denn es ist gibt keinen Unterschied, alle haben nämlich gesündigt und ermangeln der Herrlichkeit Gottes, gerecht gemacht umsonst durch seine Gnade, durch die Erlösung in Christus Jesus.“ (Römer 3,21-24)

Die Treue Christi ermöglicht, dass Menschen ins Reine kommen mit Gott und mit sich selbst. Der Anthropologe Paulus legt uns also nicht fest auf einen Zwang zum Sündigen, auf einen Defekt unseres Menschseins. Er weiß zugleich um die Sünde und verabscheut sie. Doch er kennt auch eine Lösung, die letztlich darauf hinausläuft, dass wir nicht nur auf unsere eigenen Fähigkeiten vertrauen müssen: Es gibt ein richtiges Leben im falschen – so würde Paulus vielleicht seinem philosophischen Kollegen Theodor W. Adorno sagen, der dies, aus Gründen bitterer Erfahrung, anders gesehen hat.

MARTIN LUTHER

Von der Freiheit eines Christenmenschen

Erstens. Damit wir von Grund aus erkennen mögen, was ein Christenmensch ist und wie es mit der Freiheit bestellt ist, die ihm Christus erworben und gegeben hat, will ich folgende zwei Sätze aufstellen:

Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan.

Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.

Zweitens. Um diese zwei sich widersprechenden Sätze von der Freiheit und der Dienstbarkeit zu erfassen, müssen wir daran denken, dass ein jeder Christ zweierlei Naturen an sich hat: eine geistliche und eine leibliche. Im Blick auf die Seele wird er ein geistlicher, neuer, innerlicher Mensch genannt; im Blick auf Fleisch und Blut wird er ein leiblicher, alter und äußerlicher Mensch genannt. Und um dieses Unterschiedes willen werden von ihm in der Schrift Dinge gesagt, die sich geradezu widersprechen, wie ich soeben von der Freiheit und der Dienstbarkeit gesprochen habe.

Drittens. Nun nehmen wir uns den inwendigen, geistlichen Menschen vor, um zu sehen, was dazu gehört, dass er ein **rechter, freier Christenmensch** sei und heiße. Hier ist's offenbar, dass kein äußerliches Ding ihn frei und gerecht machen kann, wie immer es auch heißen mag. Denn sein Rechtsein und seine Freiheit und umgekehrt auch sein Bösesein und seine Gefangenschaft sind nicht von leiblicher und äußerlicher Art. Was hilft es der Seele, wenn der Leib ungefangen, frisch und gesund ist, isst, trinkt, lebt, wie er will? Umgekehrt, was schadet das der Seele, wenn der Leib gefangen, krank und matt ist, hungert, dürstet und leidet, wie er's nicht gerne wollte? Von diesen Dingen reicht keines bis an die Seele, um sie zu befreien oder zu fangen, gerecht oder böse zu machen.

Viertens. Ebenso hilft es der Seele nichts, wenn der Leib heilige Kleider anlegt, wie es die Priester und Geistlichen tun; auch nichts, wenn er leiblich betet, fastet, Wallfahrten macht und alle guten Werke tut, die je einmal mit und in dem Leibe getan werden könnten. Es muss alles noch etwas anderes sein, wenn es der Seele Rechtschaffenheit und Freiheit bringen und geben soll.

Fünftens. Es hat die Seele nichts anderes, weder im Himmel noch auf Erden, worin sie lebt und gerecht, frei und Christ ist, als das heilige Evangelium, das Wort Gottes, von Christus gepredigt. Wenn sie aber das Wort hat, so braucht sie auch nichts anderes mehr, sondern sie hat an dem Wort Genüge, Speise, Freude, Frieden, Licht, Tüchtigkeit, Gerechtigkeit, Wahrheit, Weisheit, Freiheit und alles Gute überschwänglich.

Zehntens. So sehen wir, dass ein Christenmensch am Glauben genug hat; er bedarf keines Werks, um rechtschaffen zu sein. Bedarf er nun keines Werks mehr, so ist er gewiss von allen Geboten und Gesetzen entbunden; ist er davon entbunden, so ist er gewiss frei. Das ist die christliche Freiheit: der Glaube allein. Er bewirkt nicht, dass wir müßiggehen oder übeltun könnten, sondern dass wir keines Werks bedürfen, um Rechtschaffenheit und Seligkeit zu erlangen.

Fünfzehntens. Und zwar geht das so zu, dass ein Christenmensch durch den Glauben so hoch über alle Dinge erhaben wird, dass er in geistlicher Weise ein Herr über alle wird; denn es kann ihm kein Ding an der Seligkeit schaden; ja es muss ihm alles untertan sein und zur Seligkeit helfen.

Nicht dass wir die leibliche Macht über alle Dinge hätten, um sie in Besitz zu nehmen oder zu gebrauchen, wie es die Menschen auf Erden tun. Denn wir müssen dem Leibe nach sterben und niemand kann dem Tode entfliehen; ebenso müssen wir auch noch vielen anderen Dingen unterworfen sein, wie wir es an Christus und seinen Heiligen sehen. Denn hier handelt es sich um eine geistliche Herrschaft, die auch in Zeiten leiblicher Unterdrückung in Kraft ist, d. h. ich kann mich durch alle Dinge an meiner Seele bessern, so dass auch der Tod und das Leiden mir zur Seligkeit dienen und nützlich sein müssen. Siehe, was ist das für eine kostbare Freiheit und Vollmacht der Christen!

Neunzehntens. Nun kommen wir zum zweiten Teil, zum äußerlichen Menschen. Hierher gehört darum das, was oben gesagt worden ist:

„Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht und jedermann untertan“.

Zwanzigstens. Der Mensch ist zwar innerlich, in Beziehung auf die Seele, durch den Glauben genugsam gerechtfertigt und hat schon alles, was er haben soll (abgesehen davon, dass dieser Glaube und dieses Genug haben immer mehr zunehmen muss bis in jenes Leben). Dabei bleibt er aber doch noch in diesem leiblichen Leben auf Erden und muss seinen eigenen Leib regieren und mit den Leuten umgehen. Da heben nun die Wer-

ke an. Hier darf er nicht müßig gehen. Der innerliche Mensch ist ja mit Gott einig, und seine ganze Lust besteht darin, dass er seinerseits Gott auch umsonst dienen möchte in freiwilliger Liebe. Aber nun findet er in seinem Fleisch einen widerspenstigen Willen; der will der Welt dienen und das suchen, wonach es ihn gelüftet.

Einundzwanzigstens. So kommt es, dass der Mensch seines eigenen Leibes wegen nicht müßig gehen kann; er muss darob in viel guten Werken tätig sein, um ihn zu zwingen. Und doch sind die Werke nicht das rechte Gut, durch welches er rechtschaffen und gerecht vor Gott wäre; vielmehr tue er sie aus freier Liebe umsonst, Gott zu Gefallen.

Sechszwanzigstens. Der Mensch lebt nicht bloß in seinem Leibe, sondern auch unter anderen Menschen auf Erden. Darum kann er ihnen gegenüber nicht ohne Werke sein; er muss jeden-

falls mit ihnen zu reden und zu schaffen haben, obwohl ihm keines dieser Werke zur Rechtschaffenheit und Seligkeit nötig ist. Darum soll seine Absicht bei allen Werken frei und nur darauf gerichtet sein, anderen Leuten damit zu dienen und nützlich zu sein; er soll sich nichts anderes vor Augen stellen, als was die andern nötig haben.

Dreißigstens. Aus dem allem folgt der Schluss, dass ein Christenmensch nicht in sich selbst lebt, sondern in Christus und in seinem Nächsten: in Christus durch den Glauben, im Nächsten durch die Liebe.

Sieh, das ist die rechte, geistliche, christliche Freiheit, die das Herz von allen Sünden, Gesetzen und Geboten frei macht. Sie überragt alle andere Freiheit wie der Himmel die Erde. Gott gebe uns, dass wir sie recht verstehen und festhalten!
Amen.



GÜNTER BRAKELMANN

Leistung frei vom Zwang

Was bleibt von der Rechtfertigungslehre im täglichen Leben?

Leistungskritik gehört heute zur rhetorischen und literarischen Billigware. Kritik an der wissenschaftlich-technischen Zivilisation gehört zum gehobenen Gesprächsstil. Vieles an ihr ist richtig, etliches aber auch unreal. Seltsam widersprüchlich wird es, wenn die Kritiker, die zuvor die bestehenden Leistungsmechanismen ihrer abgrundtiefen Inhumanität überführt haben, ihre Heilungsmethoden anbieten. Ich denke an die zur Dutzendware gewordenen politischen Theorien oder psychologischen Trainings, die aus dem Dilemma der selbst geschaffenen Leistungsreligion befreien sollen. Der radikalen Kritik entsprechen neue Selbstbefreiungskonzepte.

Wer aber unsere Krise als eine fundamentale begreift, wird kaum darauf hoffen können, sie durch human- und sozialwissenschaftliche Theorien erkennen und gleichzeitig beheben zu können. Er wird kein Zutrauen mehr dazu haben, sich durch Sozial- oder Psychotechniken selbst aus dem Sumpfe ziehen zu können. Solche Hilfen beheben nicht die Krise, sie machen sie nur noch deutlicher. Eine noch so intensive und liebevolle Zuwendung zu sich selbst, ein noch so ausgeprägter und trainierter Wille, sich selbst aus dem Dilemma zu befreien, sich selbst in neuer Weise zu erweisen, macht mich nur noch radikaler von mir selbst abhängig, wirft mich in den noch schlimmeren Zwang, mich überzeugend leisten zu müssen.

Die meisten angebotenen Techniken im Umgang mit sich selbst und anderen stellen auf die Leistungskraft des autonomen Ichs ab. Einen anderen, einen neuen Menschen zu gewinnen, wird als Möglichkeit durch richtigeren Umgang mit sich selbst und anderen vorausgesetzt. Es ist zutiefst der Glaube am Werk, dass der Mensch, der sich selbst in seinen Taten verloren hat, auch durch seine eigene Gegenleistung wiedergewinnen könne.

Dieser Glaube an die Machbarkeit des eigenen Menschenseins aber dürfte wie eh und je der Grund für die neue Selbstverfehlung des Menschen sein. Dieser Glaube an die Selbsterlösung des Menschen – und sei sie noch so raffiniert in Methode gesetzt – dürfte genau der Grund für seine neue Selbstzerstörung sein.

Dies jedenfalls war die Überzeugung der reformatorischen Väter. Das „Nein“ Luthers galt ähnlichen Versuchen, aus sich selbst heraus sich selbst als Menschen zu gewinnen, sich selbst vor Gott

und den Mitmenschen zu erweisen. Gegen diese Tendenz des natürlichen Menschen, sich in eigener Kraft zu gewinnen und sich durch eigenes Ethos zu entwerfen, geht der Protest eines Verständnisses vom Menschen, das radikal von jeder Selbstverwirklichungstheorie Abschied nimmt. Das sich selbst wollende Menschentum kann nicht zum aufrechten Gang kommen. Frei wird der Mensch erst, wenn er sich von seinem Selbstverwirklichungsweg befreien lässt. Die Selbstverklavung aufzuheben, kann aber nicht das Eigenwerk des Sklaven sein.

Dies reformatorische Verständnis vom Menschen ist modernem Empfinden und zeitgenössischem Experimentieren mit dem Menschen deshalb so fremd, weil hier eine radikale Position formuliert wird, die die Eigenleistung des Menschen zu verneinen scheint. Im Zeitalter eines anthropologischen Aktivismus ist dies eine „unmoderne“ Zumutung. Aber vielleicht steckt in diesem Ansatz eine ungeheure Hilfe.

Was will Luther zur Sprache bringen? Fundamental dies: Mensch werde ich nicht durch religiöse oder moralische oder politische Eigenleistung, sondern durch das Angenommensein und durch das Angesprochenwerden von Gott her. Oder anders: Mensch bin ich durch einen Akt der Annahme. Dass mich Gott als sein unverwechselbares, einmaliges Geschöpf annimmt, ist der entscheidende Akt der Menschwerdung. Oder noch anders: mein Sein als Mensch ist geschenktes Sein, ist Gabe. Unverdiente, unerleistete Gabe. Mein Wert liegt darin, dass ich vor Gott *bin*. Ich habe einen leistungslosen Selbstwert.

Wer in diesem Glauben Gott als seinen Schöpfer anerkennt, bekommt Einsichten über sich selbst, die jede Selbsterkenntnis weit hinter sich lassen. Es ergeben sich ganz konkrete Konsequenzen. Einige seien genannt: der Glaube, dass ich angenommen worden bin, befreit mich ganz real von dem Zwang, mich pausenlos vor mir selbst und vor anderen durch sichtbare Leistungen rechtfertigen zu müssen. Der Druck, mich selbst verwirklichen zu müssen, ist mir genommen. Im Glauben weiß ich, dass ich schon ein verwirklichter Mensch *bin*. Die entscheidende Qualität habe ich schon. Ich *bin* schon, bevor ich werde. Person bin ich schon, bevor ich sie aktuell durchspiele. Ich bin schon Person, bevor ich mich als Persönlichkeit entfalte.

In diesem Glauben liegt unendlich Tröstliches: Ich bin schon Mensch, bevor ich es bewähre. Mein Menschsein wird nicht identisch mit meiner Leistungsfähigkeit. Ich bin Mensch vor meinen Leistungen, nicht werde ich es durch meine Leistungen.

Wer sich dies sagen lässt, wird frei von dem Selbstverwirklichungsdiktat. Befreit von dem Zwang, sich selbst leisten zu müssen, wird man

frei zur wahren Leistung. Der Glaube befreit zur freien Leistung. Aber diese Leistung ist nicht mehr die qualvoll abgerungene Leistung, sondern die freie Antwort des von sich selbst Befreiten. Diese Befreiung von sich selbst ist ein personaler Akt, eine persönliche Entscheidung. Nämlich die Entscheidung, in dem Gott, der sich in Jesus von Nazareth zur Sprache gebracht hat, den Grund der Existenz zu sehen, sich von ihm her, von seinem Wort und Werk her zu verstehen. Der Glaube an diesen Jesus Christus macht die Freiheit des Christen möglich. Wer an ihn glaubt, kann von den eigenen Gefangenschaften befreit werden, kann von den Dingen, die ihn in Fesseln geschlagen haben, gelöst werden. Freiheit wird das Geschenk des Glaubens, ist nicht die Leistung des sich abmühenden Menschen.

„Nun steht in der Freiheit, zu der euch Christus befreit hat“ – das ist nun der Imperativ des Lebens. Es ist aber ein Imperativ, der seinen Grund in einem Indikativ hat: Christus hat uns zur Freiheit befreit, deshalb seid frei! Ihr seid befreit, deshalb handelt als Befreite! Seid, wer ihr seid!

Luther hat das in dem herrlichen Satz zusammengefasst: **Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan.**

Der Glaube allein kann den radikalen Wechsel bringen, nämlich freier Herr über die Dinge zu sein. Durch ihn kann die ganz praktische Wende eintreten, sich nicht mehr seines Lebens durch verbissene Aktivität seiner Seele und durch hastiges Ansammeln von Gütern vergewissern zu wollen. Der Glaube entlarvt sowohl die Selbstverwirklichungspraxis wie den Materialismus des Tages als die großen Selbsttäuschungen des Menschen. Er ist mit diesem Wissen die radikale Kritik an jedem Menschentum, das sich auf psychische oder/und materielle Weise selbst erleisten will. Dieser Glaube aber wäre unvollständig umschrieben, wenn man in ihm nur die Absage an selbstmächtiges Menschentum sehen würde. Er ist nicht nur Absage, sondern zugleich Zusage, wahres Menschsein zu gewinnen. In seiner Absage an selbstmächtiges Menschenverständnis ist er zugleich Freigabe für verantwortliches Handeln. Er macht munter und mobil. Er entbindet Aktivität, Leistung. Aber es ist nun eine Aktivität, an der nicht mehr das Heil, die Erfüllung des Menschen hängt. Es ist eine Aktivität, die nicht mehr zwanghaften Charakter hat, das heißt die Qualität als Mensch hängt für den nun Handelnden nicht mehr an der Qualität seiner Leistung. Er leistet nicht mehr, um gut zu werden, um im Handeln seine sog. Identität zu gewinnen, sondern als einer, der längst identifiziert worden ist, kann er das Notwendige, das Sachgerechte, das Sinnvolle und Vernünftige tun.

Ist das nicht wieder ein großer Trost? Es ist doch tröstlich, dass ich mich nicht selbst als Person mit meinem Handeln schaffen muss, sondern dass das Handeln Ausfluss, Folge, Konsequenz meiner Personalität ist. Es ist doch tröstlich, dass ich vom Leistungszwang befreit bin und nun leisten kann, was ich in Freiheit zu leisten vermag.

Dies allerdings gehört dazu: die Freiheit dieses Glaubens nimmt die Gestalt des Dienens, also der Leistung für andere an. Deshalb hat Luther den zweiten Satz hinzugefügt: **Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.**

Die Tatsache, dass ich von mir selbst befreit bin, ist die Voraussetzung, zum anderen hin befreit zu sein. Die Freiheit befreit zum Dienen! Und Dienst ist in ihrer Aktualisierung – Leistung. Aber eine Leistung, die nicht mich selbst im Zentrum des Interesses hat, sondern das Wohl des Mitmenschen und unserer Umwelt. Der Mitmensch mit seinen konkreten Problemen wird die reale Leidenschaft des von sich selbst Befreiten. Aber es wäre ein Missverständnis, diese Hinwendung des eigenen Ich zum Du des anderen als Aufgabe der eigenen Personalität zu begreifen. Es ist gerade diese Personalität, die sich in den Akten des Dienens aktualisiert. Die Polarität von Ich und Du, von Nächstenliebe und Eigenliebe, bleibt unaufhebbar, aber das im Glauben befreite Ich ist ununterbrochen auf dem Wege zum Du. Und es wird in dem Maße erfülltes Ich, wie es dem Du und dem Ihr Raum gibt. Wenn schon, dann Ich-Stärke durch Du-Beziehung! Diese freie Bindung nennt Luther „Knechtschaft“ oder sagen wir besser: Bindung in Freiheit.

Aus dieser Bindung fließt Leistung für den anderen, für die Gemeinschaft, für das Gemeinwesen wie von selbst. Nur: diese Leistung, die sich aus der Freiheit des Befreiten einbringt, ist frei von jenem inneren Zwang, leisten zu müssen, um vor sich selbst und der Gesellschaft bestehen zu können. Diese Leistung im Dienst des Nächsten, diese guten und vernünftigen Werke, sind die Konsequenz eines schon im Glauben geschenkten Menschseins. Sie sind die aktive Antwort einer zuvor empfangenen Existenz. Sie sind Dank für das Geschenk.

Ein zeitgenössischer Protestantismus, der diese reformatorischen Erkenntnisse wieder für sich bewusster durchreflektierte, könnte wieder ein kritischer Gesprächspartner für den „Zeitgeist“ sein. Er stünde allerdings quer zu den gehobenen und popularisierten Formen und Inhalten der verschiedenen Selbstverwirklichungstheorien, die den Menschen in neue Knechtschaft bringen.

DIETRICH BONHOEFFER

Christliche Ethik: Christus als Gestalter des Menschen

Es also unter „Gestaltung“ etwas ganz anderes verstanden werden, als wir gewöhnt sind, darunter zu verstehen; und in der Tat spricht die Heilige Schrift in einem uns zunächst ganz fremden Sinne von Gestaltung. Nicht um Weltgestaltung durch Planung und Programme geht es ihr in erster Linie, sondern es geht ihr bei aller Gestaltung allein um die eine Gestalt, die die Welt überwunden hat, um die Gestalt Jesu Christi. Gestaltung gibt es nur von ihr aus, und nun wiederum nicht so, dass die Lehre Christi oder die sog. christlichen Prinzipien in direkter Weise auf die Welt angewendet und die Welt nach ihnen gestaltet werden sollte. Gestaltung gibt es vielmehr allein als Hineingezogenwerden in die Gestalt Jesu Christi, als *Gleichgestaltung mit der einzigen Gestalt des Menschgewordenen, Gekreuzigten und Auferstandenen*.

Das geschieht nicht durch Anstrengungen, „Jesus ähnlich zu werden“, sondern dadurch, dass die Gestalt Jesu Christi von sich aus auf uns einwirkt, dass sie unsere Gestalt nach ihrer eigenen prägt (Gal 4,19). Christus bleibt der einzige Gestalter. Nicht christliche Menschen gestalten mit ihren Ideen die Welt, sondern Christus gestaltet die Menschen zur Gleichgestalt mit ihm. Wie aber die Gestalt Christi dort verkannt wird, wo er wesentlich als der Lehrer für ein frommes und gutes Leben verstanden wird, so wäre auch die Gestaltung des Menschen falsch verstanden, wo man in ihr nur die Anweisung zu einem frommen und guten Leben sähe. Christus ist der Menschgewordene, der Gekreuzigte und der Auferstandene, als den ihn der christliche Glaube bekennt. In seine Gestalt verwandelt (2 Kor 3,18; Phil 3,10; Röm 8,29; Röm 12,2) zu werden, ist der Sinn der Gestaltung, von der die Bibel spricht.

Gleich gestaltet mit dem *Menschgewordenen* – d. h. wirklicher Mensch sein. Der Mensch soll und darf Mensch sein. Alles Übermenschentum, alles Bemühen, über den Menschen in sich hinauszuwachsen, alles Heldentum, alles halbgöttliche Wesen fällt für den Menschen ab; denn es ist unwahr. Der wirkliche Mensch ist Weder ein Gegenstand der Verachtung noch der Vergötterung, sondern ein Gegenstand der Liebe Gottes. Die Mannigfaltigkeit des Schöpferreichtums Gottes wird hier nicht durch falsche Uniformität, durch Zwingen der Menschen unter ein Ideal, einen Typus, unter ein bestimmtes Menschenbild verge-

waltigt. Der wirkliche Mensch darf in Freiheit das Geschöpf seines Schöpfers sein.

Gleich gestaltet mit dem Menschgewordenen sein bedeutet, der Mensch sein dürfen, der man in Wirklichkeit ist; Schein, Heuchelei, Krampf, Zwang, etwas Anderes, Besseres, Idealeres zu sein als man ist, ist hier abgetan. Gott liebt den wirklichen Menschen. Gott wurde wirklicher Mensch.

Gleich gestaltet mit dem *Gekreuzigten* – d. h. von Gott gerichteter Mensch sein. Der Mensch trägt das Todesurteil Gottes, das Sterbenmüssen vor Gott um der Sünde willen täglich mit sich herum. Er bezeugt es mit seinem Leben, dass vor Gott nichts bestehen kann; es sei denn im Gericht und in der Gnade. Der Mensch stirbt täglich den Tod des Sünders. Alles ihm auferlegte Leiden trägt er in der Erkenntnis, dass es ihm dazu dient, mit seinem eigenen Willen zu sterben und Gott über sich Recht haben zu lassen. Allein indem er Gott über sich und gegen sich Recht gibt, ist er vor Gott recht. „Unter Leiden prägt der Meister in die Herzen, in die Geister sein allgeltend Bildnis ein“ (K. F. Hartmann).

Gleich gestaltet mit dem *Auferstandenen* – d. h. vor Gott ein neuer Mensch sein. Er lebt mitten im Tod, er ist gerecht mitten in der Sünde, er ist neu mitten im Alten. Sein Geheimnis bleibt der Welt verborgen. Er lebt, weil Christus lebt, und allein in Christus. „Christus ist mein Leben“ (Phil 1,21). Solange die Herrlichkeit Christi verborgen ist, ist auch die Herrlichkeit seines neuen Lebens „mit Christus verborgen in Gott“ (Kol 3,3). Aber der Wissende schaut hier und da schon einen Schimmer des Zukünftigen. Der neue Mensch lebt in der Welt wie jeder andere; er unterscheidet sich oft nur in wenigem von den anderen Menschen. Er legt es auch nicht darauf an, sich herauszuheben, sondern allein Christus herauszuheben um seiner Brüder willen.

Die Gestalt Jesu Christi gewinnt Gestalt im Menschen. Der Mensch gewinnt keine eigene, selbständige Gestalt, sondern was ihm Gestalt gibt und in der neuen Gestalt erhält, ist immer nur die Gestalt Jesu Christi selbst. Es ist also keine Nachäffung, keine Wiederholung seiner Gestalt, sondern seine eigene Gestalt, die im Menschen Gestalt gewinnt. Wiederum wird der Mensch nicht in eine ihm fremde Gestalt, in die Gestalt Gottes, sondern in seine eigene, ihm zugehörige und wesentliche umgestaltet. Der Mensch wird Mensch, weil Gott Mensch wurde. Aber der Mensch wird nicht Gott. Nicht er also konnte und kann den Wandel seiner Gestalt vollbringen, sondern Gott selbst verwandelt seine Gestalt in die Gestalt des Menschen, damit der Mensch zwar nicht Gott, aber Mensch vor Gott werde.

DIETRICH BONHOEFFER

Rechtfertigung als das letzte Wort

Ursprung und Wesen alles christlichen Lebens liegen beschlossen in dem einen Geschehen, das die Reformation Rechtfertigung des Sünders aus Gnade allein genannt hat. Nicht was der Mensch an sich ist, sondern was der Mensch in diesem Geschehnis ist, gibt uns Aufschluss über das christliche Leben. Hier ist die Länge und die Breite des menschlichen Lebens in einem Augenblick, in einem Punkt zusammengefasst, die Ganzheit des Lebens ist in diesem Ereignis umschlossen. Was geschieht hier? Ein Letztes, von keinem menschlichen Sein, Tun oder Leiden zu Ergreifendes.

Der finstere, von innen und außen verriegelte, immer tiefer in Abgrund und Ausweglosigkeit sich verlierende Schacht des menschlichen Lebens wird mit Macht aufgerissen, das Wort Gottes bricht herein; der Mensch erkennt zum ersten Male in rettendem Licht Gott und den Nächsten. Das Labyrinth seines bisherigen Lebens stürzt zusammen. Der Mensch ist frei für Gott und seine Brüder. Er wird inne, dass ein Gott ist, der ihn liebt und annimmt, dass ein Bruder neben ihm steht, den Gott liebt wie ihn selbst, dass eine Zukunft ist bei dem dreieinigen Gott mit seiner Gemeinde. Er glaubt, er liebt, er hofft.

Vergangenheit und Zukunft des ganzen Lebens fließen in der Gegenwart Gottes in eines zusammen. Die ganze Vergangenheit ist umschlossen von dem Wort Vergebung, die ganze Zukunft ist aufgehoben in der Treue Gottes. Die vergangene Sünde ist in den Abgrund der Liebe Gottes in Jesus Christus gesenkt und überwunden, die Zukunft – wird ohne Sünde ein Leben aus Gott sein (1.Joh 3,9).

Das Leben erkennt sich ausgespannt und gehalten von einem Grund der Ewigkeit zum anderen, von der Erwählung vor der Zeit der Welt bis zum ewigen Heil, es erkennt sich als

Glied einer Gemeinde und einer Schöpfung, die das Lob des dreieinigen Gottes singt. Dies alles geschieht, wenn Christus zu den Menschen tritt. In Christus ist dieses alles Wahrheit und Wirklichkeit, und eben weil es kein Traum ist, darum ist das Leben des Menschen, dem die Gegenwart Christi widerfährt, von nun an nicht mehr ein verlorenes, sondern ein gerechtfertigtes Leben geworden, gerechtfertigt aus Gnade allein.

Aber nicht nur aus Gnade allein, sondern auch aus Glauben allein. So lehrt die Schrift und die Reformation. Nicht Liebe oder Hoffnung, nur der Glaube rechtfertigt ein Leben. Der Glaube allein nämlich gründet das Leben auf einen neuen Grund und dieser neue Grund allein rechtfertigt es, dass ich vor Gott leben kann. Der Grund aber ist das Leben, Sterben und Auferstehen des Herrn Jesus Christus. Ohne diesen Grund ist ein Leben vor Gott ungerechtfertigt. Es ist dem Tod und der Verdammnis preisgegeben.

Auf Leben, Sterben und Auferstehen Jesu Christi hin leben, ist Rechtfertigung eines Lebens vor Gott. Glaube aber heißt, diesen Grund finden, halten; in ihm Anker werfen und so von ihm gehalten werden. Glaube heißt Begründung des Lebens auf einen Grund außerhalb meiner selbst, auf einen ewigen und heiligen Grund, auf Christus. Glaube heißt gefangen sein von dem Blick Jesu Christi, nichts mehr sehen als ihn, herausgerissen sein aus der Gefangenschaft im eigenen Ich, befreit sein durch Jesus Christus. Glaube ist ein Geschehenlassen und erst in ihm ein Tun, und doch reichen beide Worte nicht hin, um das hier enthaltene Geheimnis auszusprechen. Glaube allein ist Gewissheit, alles außerhalb des Glaubens ist dem Zweifel unterworfen. Jesus Christus allein ist die Gewissheit des Glaubens. Dass mein Leben gerechtfertigt ist, das glaube ich dem Herrn Jesus Christus. So gibt es keinen anderen Zugang zur Rechtfertigung meines Lebens als den Glauben allein.

WOLFGANG ERICH MÜLLER

Resümee: Evangelische Ethik zwischen Norm und Spontaneität

Abschließend möchte ich das Grundanliegen evangelischer Ethik zusammenfassen. Ich gehe von einem der einflussreichsten ethischen Texte aus, nämlich dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Lk 10,29-37), und entwickle von dort den Ansatz der Ethik im Pluralismus.

In der Rahmenerzählung des Gleichnisses wird Jesus von einem Gesetzeskundigen gefragt, was man tun müsse, um das ewige Leben zu erlangen. Auf dessen eigene Antwort, Gottes- und Nächstenliebe zu üben, präzisiert Jesus provokant den Begriff des Nächsten: Auf der Straße von Jerusalem nach Jericho wird ein Mann – die Ortsnamen legen nahe: ein Jude – überfallen und ausgeraubt. Sein Leben ist bedroht. Doch Priester und Levit, als Repräsentanten des Judentums zu Rettern eines in Not geratenen Glaubensgenossen prädestiniert, hasten vorbei, ohne zu handeln. Ein Außenseiter, ein zufällig durchreisender Samariter, versorgt die Wunden und organisiert die weitere Pflege.

Wäre diese Geschichte ein Exempel für konkrete Nächstenliebe, hätte es genügt, von drei Personen zu sprechen, ohne sie Gruppen zuzuordnen. Wäre ein Beispiel gebotener Feindesliebe berichtet, hätte man dem Samariter geholfen. Aus jüdischer Sicht ist vielmehr empfangene Feindesliebe dargestellt. Damit nimmt die Geschichte ihren unplanmäßigen Verlauf. Sie weist auf den alltäglichen Mangel an Liebe hin und möchte für deren Belange werben. Das Handeln des Samariters erscheint als unerwartete Hilfe. Der Hörer ist aufgefordert, dieser eigentlich unglaublichen Möglichkeit Glauben zu schenken und in der gewährten Hilfe das Zeichen eines neuen Seins zu entdecken, um Vertrauen dafür zu finden, dass Liebe am Ort des Alltäglichen einziehen kann. Von hier wird ein Perspektivenwechsel deutlich, der sich in der Veränderung der ursprünglichen Frage des Gesetzeskundigen: „Wer ist mein Nächster?“ (Lk 10,29) in Jesu Rückfrage anzeigt: „Wer ist der Nächste des unter die Räuber Gefallenen gewese-

sen?“ (Lk 10,36). Das Handeln aus Nächstenliebe wird konkret, indem man sich in sein Gegenüber hineinversetzt, ohne jemanden auszuschließen. Aufgrund der engen Beziehung von Gottes- und Nächstenliebe wird ausgesagt, dass Gott geehrt wird, indem ein Mensch das Leben des anderen in Obhut nimmt.

Ausgangspunkt der Nächstenliebe ist die intersubjektiv mögliche Erfahrung, dass andere Menschen auf Unterstützung angewiesen sind. Es soll nicht darum gehen, sie zu dominieren, sondern ihnen das zu geben, was gut für sie ist, sodass menschengerecht gehandelt wird. Hier wird weder ein Programm der Humanisierung der Alltagswelt noch werden soziale, moralische, rechtliche oder konventionelle Ansprüche formuliert. Nächstenliebe erscheint als selbstlos, ohne Anspruch auf Gegenseitigkeit, aber nicht selbstverständlich. Diese Liebe ist als Spontaneität bestimmt und setzt ein Selbstwertgefühl voraus, das sich dem Erlebnis erfahrener Liebe verdankt.

Im Gegensatz zu den beiden Hauptrichtungen gegenwärtiger philosophischer Ethik, der utilitaristischen¹ und der deontologischen² Ethik, wird hier das Gute weder als Handlungsziel verstanden noch als eine vom Willen unabhängige Pflicht, die zu einer Handlungsmaxime im Sinn eines allgemeinen Gesetzes führt. Der Samariter handelt aus Anerkennung der schöpfungsmäßigen Verflochtenheit menschlichen Lebens, die ihn zur Fürsorge veranlasst, weil er jemandes Nächster ist. Handlungen der Nächstenliebe sind damit nicht normierbar, sondern ergeben sich aus der Konstellation von Situation – Zeit – Personen und deren theologischer Deutung. Begrenzte man das Tun aus Nächstenliebe, so bestritte man die Grenzlosigkeit von Gottes Gaben. Diese Ethik richtet sich auf andere Menschen, ohne Ansehen der Person, deren Wohl bei der Konkretisierung des Tuns entscheidend ist. Sie vollzieht sich in Spontaneität und erstreckt sich auf den Nahbereich zwischenmenschlichen Lebens.

¹ Der Begriff „utilitaristisch“ stammt aus dem Lateinischen: *utilitas* = Nutzen.

² Der Begriff „deontologisch“ stammt aus dem Griechischen: *to deon* = das Erforderliche, das „Gesollte“, die Pflicht.

WOLFGANG ERICH MÜLLER

Evangelische Ethik in der Weltgesellschaft

Wenn diese Ethik einen allgemeinen Anspruch einlösen will, muss sie sich der gesellschaftlichen Wirklichkeit vermitteln, die heute zunehmend zur Weltgesellschaft wird.

Die Gerechtigkeit Gottes kann von Menschen nicht direkt in die bestehenden Weltverhältnisse eingetragen werden. Vielmehr ist die Welt in ihrer Verfasstheit anzuerkennen. Das spezifisch evangelisch-ethische Anliegen kann aber mit Hilfe normativer Bestimmungen der Kriterien des Lebensdienlichen vermittelt werden. Diese Normen versuchen, das am Modell des barmherzigen Samariters aufgezeigte spontane Tun der Liebe unter den gegenwärtigen sozialen Bedingungen zu realisieren. Das entscheidende Kriterium ist das der Geschöpflichkeit, das sich aus dem Selbstverständnis des christlichen Glaubens ergibt. Gott ruft die Menschen in der Personalität dialogischer Existenz mit ihm zur Bundespartnerschaft und darin zu einem Leben in der Freiheit tätiger, schöpferischer und kritischer Verantwortung. Daraus leiten sich unmittelbar die Kriterien der Mitmenschlichkeit bzw. Mitgeschöpflichkeit ab, die sich um die Anteilnahme von Beteiligten und Betroffenen an weltlichen Gütern bemühen. Aus dem Gesagten versteht sich das weitere normative Kriterium der kritischen Distanz zu Institutionen, das deren Absolutsetzung verhindert, sich aber deliberativ an ihren Gestaltwertsprozessen beteiligt. Mit Hilfe normativer Kriterien kann also versucht werden, die theologische Leitvorstellung der Gerechtigkeit auf kulturelle Sachverhalte zu beziehen. Ihre konkrete Ausgestaltung ist dann in den jeweiligen Bereichsethiken zu erörtern.

Auch wenn eine evangelische Ethik unter den Bedingungen der gesellschaftlichen Pluralität kein umfassendes Deutungsmonopol mehr besitzt und sich zunächst partikular an die Menschen richtet, so hat sie dennoch in der Moderne einen universalen Erstreckungshorizont. Sie richtet sich nämlich auf alle Menschen, ohne Ansehen der Person, spricht sich gegen die Segmentierung der Gesellschaft und deren Dominierung durch einzelne Gruppen aus. Diesen entscheidenden Aspekt kann sie in den gegenwärtigen ethischen Diskurs einbringen. Hier ist eine Grundlegung für eine Ethik des Anderen gegeben, wie sie sich nicht nur auf andere Menschen, sondern auf die ganze Umwelt bezieht. Im Anderen ist nicht der Anzupassende gesehen, sondern die Bejahung der Vielfalt, was nicht zu einer Selbstdurchsetzung führt, sondern zur Achtung. Dieser Beitrag einer evangelischen Ethik für eine moderne Gesellschaft kann nicht hoch genug veranschlagt werden. An der Frage, ob sie beachtet wird, entscheidet sich das Schicksal der Weltgesellschaft. Hierzu bedarf die Spontaneität, das Tun der Liebe in der unmittelbaren Situation, motiviert durch die erfahrene Zuwendung Gottes, der Norm, nicht, um sich an vorfindlichen Ordnungen zu orientieren oder gar selbst erlösen zu wollen, sondern um den Impuls der Liebe in die gesellschaftliche Wirklichkeit hinein zu vermitteln. So geht es um das Bemühen, die Handlungsmotivation einer evangelischen Ethik von der Liebe aus als einen Weg innerhalb des kulturellen Pluralismus zu verstehen, der die Gebrochenheit menschlicher Lebensverhältnisse aussöhnen kann, in ihrer höchsten Form als Feindesliebe über jedes Bewirken und Ermöglichen seitens der Menschen hinausgeht und hier den Ort sieht, an dem die Andersheit des letztlich Anderen, die Andersheit des christlichen Gottes einbricht.



GERHARD ROTH

Sprache als Ermöglichung menschlicher Kultur

Das traditionelle Menschenbild geht davon aus, dass der Mensch in der Natur eine einzigartige Stellung einnimmt. Als Gründe hierfür werden vor allem angeführt: der Besitz von Geist, Bewusstsein, Intelligenz, Verstand und Vernunft, das Sprachvermögen und insbesondere die spezifische *gesellschaftliche* Natur des Menschen.

Biologisch gesehen gibt es keine Sonderstellung des Menschen. Menschen und Schimpansen sind auf das Engste miteinander verwandt, viel enger als die beiden Schimpansenarten mit Gorillas und anderen Großaffen. Diese Verwandtschaft gilt auch für viele Verhaltensweisen. Ebenso ist das menschliche Gehirn ein typisches Großaffengehirn und mit einer charakteristischen Ausnahme, dem Broca-Sprachzentrum, gibt es im menschlichen Gehirn nichts, was nicht eine große Ähnlichkeit mit den Gehirnen der anderen Großaffen aufwiese. Das Gehirn des Menschen ist zwar besonders groß im Vergleich zu seinem Körper, aber die Veränderungen der einzelnen Gehirnteile folgen den für Säugetiere bzw. Primaten geltenden evolutiven Trends. Dies gilt trotz vieler gegenteiliger Darstellungen auch für die Großhirnrinde und das Stirnhirn.

Entsprechend findet sich qualitativ nahezu alles, was traditionell dem Menschen als einzigartige Fähigkeiten zugeschrieben wird, auch bei einigen nichtmenschlichen Tieren, zumindest bei den Großaffen. Hierzu gehört der Besitz von Geist und Bewusstsein, von Denken, Vorstellen, Erinnern, Handlungsplanung, komplexer Kommunikation, das Verstehen intentionalen Handelns und der Wissensrepräsentation bei anderen, Werkzeuggebrauch, Werkzeugherstellung, Unterrichten und Traditionsbildung.

Dies soll nicht heißen, dass es überhaupt keine Unterschiede zwischen Menschen und nichtmenschlichen Tieren gibt. Bis zum Beweis des Gegenteils dürfen wir davon ausgehen, dass die geistigen Fähigkeiten des Menschen erheblich größer sind als die anderer Tiere, und dass wir Menschen über bestimmte Bewusstseinsformen verfügen wie das Nachdenken über uns selbst und den Sinn des Lebens, die bei den anderen Tieren nicht oder nur in geringem Umfang ausgeprägt sind. Ebenso sind Werkzeuggebrauch und Werkzeugherstellung bei (nichtmenschlichen) Tieren sehr begrenzt. Insbesondere ist die Fähigkeit zum Zeitbewusstsein und damit zu längerfristiger Handlungsplanung gering ausgeprägt.

Nichtmenschliche Tiere besitzen die verschiedensten Formen gestischer, mimischer und lautlicher Kommunikation, deren Leistungsfähigkeit und Komplexität von uns oft unterschätzt wird. Die menschliche syntaktisch-grammatikalische Sprache ist aber diesen tierischen Kommunikationssystemen in vieler Hinsicht überlegen. Diese Sprache ist evolutionär eine sehr späte „Erfindung“ – vielleicht ist sie in ihrer ausgereiften Form nicht älter als fünfzigtausend Jahre. Sie baut auf Vorstufen sprachlicher Kommunikation auf; wie sie bei Kleinkindern im Alter bis zu zweieinhalb Jahren zu finden sind (d. h. als nicht-syntaktische, agrammatische Zwei- bis Dreiwort-Sprache). Sie ist offenbar verbunden mit der Weiterentwicklung des präfrontalen Cortex und seiner Fähigkeit zur Verarbeitung mentaler Zustände entlang der Zeitachse. Nicht zufällig ist das Broca-Areal, das der Fähigkeit zur syntaktisch-grammatikalischen Sprache zugrunde liegt, Teil des präfrontalen Cortex. Diese Sprache mag anatomisch-physiologisch nur ein kleiner Schritt gewesen sein, aber dieser Schritt hatte große Folgen, da er insbesondere unseren Umgang mit abstrakten Repräsentationen und Symbolen erleichterte und damit überhaupt erst menschliche Kultur ermöglichte.

GERHARD ROTH

Das Bewusstsein aus neurophysiologischer Sicht

Der Besitz von Geist und Bewusstsein wird – wie erwähnt traditionell als herausragendes Merkmal des Menschen angesehen. Auch wenn nicht-menschliche Tiere einige der Bewusstseinszustände besitzen, die sich beim Menschen finden, so ist Bewusstsein beim Menschen wahrscheinlich dem Umfang nach größer und zum Teil von anderer Art als bei den übrigen Tieren. Dies betrifft wohl vor allem das Ich-Bewusstsein, das Nachdenken über sich selbst und die Entwicklung einer „Theory of Mind“, d. h. das Einbeziehen dessen, was andere denken und fühlen könnten, in die eigenen Vorstellungen, das handlungsplanende und das sprachliche Bewusstsein.

In diesem Zusammenhang wurde gezeigt, dass es das Bewusstsein gar nicht gibt, sondern eine größere Zahl unterschiedlicher Bewusstseinszustände (oder „Bewusstseinsmodule“), die von unterschiedlichen Hirnzentren hervorgebracht werden und (in seltenen Fällen) unabhängig voneinander ausfallen können. Diese unterschiedlichen Bewusstseinszustände haben unterschiedliche Funktionen. Eine besonders hervorstechende Funktion von Bewusstsein besteht in der Verarbeitung neuer und komplexer Situationen, die meist eine multimodale Integration erfordern. Diese Funktion ist mit sensorischem *Erlebnisbewusstsein* (Wahrnehmungen und Gefühle) und *Aufmerksamkeitsbewusstsein* verbunden. Diese Zustände sind ihrerseits eingebettet in das so genannte *Hintergrundbewusstsein*, zu dem das Körper-, Orts-, Ich-Autorschafts- und Realitätsbewusstsein gehören.

Erlebnis- und Aufmerksamkeitsbewusstsein werden umso stärker erlebt, je neuer, komplexer und bedeutungshafter die Situationen und Probleme sind, mit denen sich das Gehirn konfrontiert sieht. Dabei kann es sich um das Erkennen eines Sachverhalts oder eines Gesichts handeln, das Verstehen eines Satzes oder um das Erlernen einer komplexen Bewegung. Dieses Erlebnis- und Aufmerksamkeitsbewusstsein zieht sich in dem Maße zurück, in dem das Gehirn die Aufgabe meistert,

und schließlich bewältigt es die Aufgabe ohne jeden Aufwand an Aufmerksamkeit und mit nur begleitendem oder ganz ohne Bewusstsein.

Generell gilt, dass uns nur dasjenige überhaupt bewusst werden kann, was von Aktivitäten in der Großhirnrinde begleitet ist. Aus neurobiologischer Sicht stellen sich Erlebnis- und Aufmerksamkeitszustände als schnelle (d. h. innerhalb von Sekunden ablaufende) Umstrukturierungen ausgedehnter kortikaler Netzwerke dar, die dem Erschaffen neuer Bedeutungen im Bereich des Wahrnehmens, Denkens, Erinnern, Vorstellens und Handlungsplanens zugrunde liegen. Die außerhalb der Großhirnrinde angesiedelten Hirnzentren sind zur schnellen Umstrukturierung großer Netzwerke als Träger großer Datenmengen *nicht* in der Lage. Sie steuern jedoch nachhaltig die bewusstseinsbegleiteten Vorgänge im Cortex und benutzen die Hirnrinde zur Lösung von Problemen, die sie selbst nicht bewältigen können.

Jedem Bewusstseinszustand geht entsprechend eine Phase unbewusster Vorverarbeitung sensorischer Information voraus, in der entschieden wird, ob und in welchem Maße sich die Großhirnrinde mit dieser Information befassen soll. Was wir dann bewusst erleben, ist nur das „Endprodukt“ einer überaus komplexen Informationsverarbeitung.

Die moderne Hirnforschung kann inzwischen bis auf die zelluläre Ebene zeigen, dass in verschiedenen Gebieten der Großhirnrinde neuronale Aktivitäten der Großhirnrinde und Erlebniszustände aufs Engste miteinander verknüpft sind. Die von Bewusstsein begleiteten Prozesse sind auch deshalb gut erfassbar, weil sie mit neuronalen Vorgängen verbunden sind, die stoffwechselphysiologisch „teuer“ sind (insbesondere hinsichtlich des Sauerstoff- und Zuckerverbrauchs). Die Stärke bewussten Erlebens ist mit neuronaler Aktivität (insbesondere mit synaptischen Reorganisationsvorgängen) und diese wiederum mehr oder weniger linear mit der Stoffwechselrate korreliert. Dies bedeutet, dass Geist und Bewusstsein – welcher speziellen Natur sie auch immer sein mögen – im Rahmen bekannter physikalisch-chemischer Gesetzmäßigkeiten auftreten und diese nicht übersteigen, wie traditionell angenommen wird.

GERHARD ROTH

Die Autonomie des Menschen aus neurophysiologischer Sicht

Es lässt sich doch behaupten, dass die neurobiologischen Erkenntnisse den wahrnehmenden, denkenden, vorstellenden, erinnernden, fühlenden und wollenden Menschen als einen Gesamtprozess begreifen lassen, der sich innerhalb bekannter, deterministisch wirkender Naturgesetze vollzieht und innerhalb dieser Grenzen verstehbar und letztlich auch erklärbar ist. Geist, Bewusstsein, Wille werden dabei als *besondere* physikalische Zustände akzeptiert, die das Naturgeschehen nicht transzendieren. Ich will diese Aussage abschließend anhand zweier Beispiele erläutern.

Das erste Beispiel betrifft die Steuerung unserer Gefühle durch chemische Signalsubstanzen, d. h. Transmitter, Neuromodulatoren, Neuropeptide und Neurohormone. Mehr noch als das elektrophysiologische Geschehen in unserem Gehirn bestimmen sie unser Fühlen, Denken und Handeln; ein Ungleichgewicht in diesem neuropharmakologischen „Haushalt“ führt zu massiven Veränderungen unserer psychischen Befindlichkeit. Wodurch unser Gefühlsleben auch immer bestimmt sein mag, die Wirkung muss über die genannten Substanzen vermittelt werden. Es ist deshalb verfehlt, diesen Umstand als unspezifische Voraussetzung unserer ansonsten gesellschaftlich bedingten seelischen Vorgänge anzusehen.

Natürlich muss hier die Frage gestellt werden, was an einem Dopamin-Molekül antreibend ist, an einem Serotonin-Molekül beruhigend und an einem Noradrenalin-Molekül aufregend. Nichts – so lautet die schlichte Antwort. Diese Moleküle wirken nicht bloß chemisch, sondern als *Botenstoffe*, als Überbringer von *Bedeutungen*. Sie werden von bestimmten Zentren des Gehirns, die eine konkrete Funktion ausüben, z. B. die der Voraussage von Belohnung, zu anderen Zentren geschickt, wo sie nach dem Ankoppeln an spezifische Rezeptoren bestimmte Abläufe auslösen oder beeinflussen, z. B. die Auswahl einer Handlung aus verschiedenen Alternativen. Das Einwirken von Dopamin aus der Substantia nigra auf D₂-Rezeptoren im dorsalen Striatum könnte somit bedeuten: „Tu dies, denn es verspricht eine Belohnung!“ Entsprechend wird die dorsale Schleife freigeschaltet, und eine bestimmte Handlung wird ausgeführt, die eine Belohnung erwarten lässt.

Diese Bedeutung hat das Dopamin nicht allein über die Funktion der Substantia nigra, denn diese ist selbst nur eine aus vielen Neuronen bestehende Hirnstruktur. Ihre Funktion und damit Bedeutung erlangt die Substantia nigra dadurch, dass sie in spezifischer Weise mit anderen Hirnstrukturen zusammenhängt, z. B. mit dem Gedächtnis oder der Amygdala, die ihr zuarbeiten und denen sie umgekehrt ebenfalls zuarbeitet. So weisen sich Hirnstrukturen gegenseitig ihre Funktionen und Bedeutungen zu, und zwar über ihre interne Struktur, die Antworteigenschaften ihrer Neurone, ihre europarmakologische Ausrüstung und das Verknüpfungsmuster mit anderen Hirnstrukturen und schließlich über die Weise, wie einige von ihnen mit der Umwelt interagieren und andere über das Verhalten auf diese Umwelt einwirken.

Das zweite Beispiel ist die Parallelität der Entwicklung des Gehirns und der Persönlichkeit. Wie wir gehört haben, beginnt die Ausbildung der Persönlichkeit bereits in den ersten Wochen der Embryonalentwicklung mit dem Entstehen der Strukturen, die unsere affektive Grundausrüstung hervorbringen. Noch während der Embryonalentwicklung entsteht die zweite Schicht des limbischen Systems, die das Gehirn für konditionierende Prozesse empfänglich macht. Die Geburt und die Erlebnisse der ersten Stunden, Tage, Wochen und Monate danach wirken als Umweltreize nachhaltig auf diese Konditionierungsebene ein und formen dadurch das Grundgerüst unserer Persönlichkeit. Dies wird auf neuronaler Ebene durch eine überbordende Überproduktion und eine anschließende, von „neuronalem Wettkampf“ geleitete dramatische Reduktion von Neuronen und Synapsen ermöglicht, gefolgt von Dendritenwachstum.

Das sich entwickelnde Gehirn saugt förmlich die Einwirkungen der (engeren) Umwelt in sich auf. Erst spät setzt die Entwicklung dessen ein, was die Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften als den *eigentlichen Menschen* ansehen. Diejenigen Hirnteile, deren Aktivität unser gesellschaftliches Handeln, d. h. den Umgang mit unseren Mitmenschen, das Abschätzen der Folgen unseres Verhaltens sowie moralische und ethische Erwägungen bestimmen, entwickeln sich zum Teil erst während und nach der Pubertät. Aber auch dann sind die Menschen nicht „frei“ im traditionellen Wortverständnis. Wir können nicht *aus eigener Kraft* unsere Persönlichkeitsstruktur ändern, wir können uns aber diejenigen gesellschaftlichen Verhältnisse suchen, die am besten zu dieser Struktur passen. Hierin besteht die Autonomie des Menschen.

Quellenverzeichnis

- B 1** Bild: Lynn Hershman, Monroe/Freud 1986; www.lynnhershman.com
Karikatur: LCS 2471, Ausgabe 2 + 3/2005, Seite 1
- B 2** *Dietrich Bonhoeffer*, in: Dietrich Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft, herausgegeben von Eberhard Bethge, mit einem Nachwort von Christian Gremmels, 16. Auflage 1997, © Random House Gruppe, Gütersloh 1951, S. 187.
- B 3** *Robert Gernhardt*, Lichte Gedichte, S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2000, 2. Auflage, S. 124.
Heinz Czechowski, in: Karl Otto Conrady (Hg.), Das Buch der Gedichte, Grupello Verlag, Düsseldorf 2000, S. 541 (Auszug).
- B 5** *Anja Langness, Ingo Leven, Klaus Hurrelmann*, in: Shell Deutschland Oil (Hg.), 15. Shell Jugendstudie, Jugend 2006, S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2006, S. 49 f.
Karikatur: LCS 2500, Ausgabe 2 + 3/2005, Seite 11
- B 6** Foto: Familien-„Ähnlichkeit“, © Vera Utschneider
- B 7** Fotos: So essen wir - so leben wir, Bild: Photo- und Presseagentur GmbH FOCUS, www.agentur-focus.de, www.xpooool.de
- B 8** *Gerhard Roth*, Fühlen, Denken, Handeln, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2001, S. 552 f.
Karikatur: LCS 2032, Ausgabe 4/2000, Seite 9
- B 10** Bild: [akg-images](http://akg-images.com) Nr. 2-R41-B25-1470-B.jpg
- B 11** *Silvia Schroer/Thomas Staubli*, Die Körpersymbolik der Bibel, 2., überarbeitete Auflage 2005, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2005, S. 1 ff. (gekürzt, leicht bearbeitet).
- B 12** Bild: Lucas Cranach d. Ä., Adam und Eva, <http://www.kunstabilder-galerie.de>,
- B 13** *Trutz Rendtorff*, Ethik. Grundelemente, Methodologie und Konkretionen einer ethischen Theologie, Band I, © 1980 Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, S. 32 und 37 f.
- B 14** *Trutz Rendtorff*, Ethik. Grundelemente, Methodologie und Konkretionen einer ethischen Theologie, Band I, © 1980 Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, S. 11f und 14 f.
- B 15** *Trutz Rendtorff*, Ethik. Grundelemente, Methodologie und Konkretionen einer ethischen Theologie, Band I, © 1980 Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, S. 40 f.
Karikatur: LCS 1985, Ausgabe 2/2000, Seite 12
- B 16** *Thomas Staubli*, Altorientalische Bilder als Quellenmaterial im Religionsunterricht, in: ARBEITSHILFE Themenfolge 128 Altes Testament, Gymnasialpädagogische Materialstelle, Erlangen 2003, S. 49 ff. (gekürzt).
Bild 1: Szene aus dem Totenbuch,
Wikipedia: http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/6/68/Egyptian_papyrus.jpg
Datei: Egyptian papyrus.jpg – freie Nutzung
Bild 2: Freiburg Münster, „Seelenwägung“ (Foto: Karl-Heinz Raach, Münsteransichten 6; www.bilder-von-freiburg.de/modules.php?name=Freiburger_Ansichten&act=displayimage&pos=_95)
- B 18** *Silvia Schroer/Thomas Staubli*, Die Körpersymbolik der Bibel, 2., überarbeitete Auflage 2005, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2005, S. 5 f.
- B 19** Wikipedia:
http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/a/a1/Franz_von_Stuck_-_Die_S%C3%BCnde_1893.jpg
Datei: Franz von Stuck - Die Sünde 1893.jpg – Rechte frei
- B 20** Bild: Couple With Wreaths in Hair, Holding Limes © Radius Images/Corbis
- B 21** http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Michelangelo_S%C3%BCndenfall.jpg – Rechte frei
- B 22** *Britta Gürke (dpa)*, in: www.spiegel.de/netzwelt/web/0,1518,618162,00.html
© Spiegel online (22.03.2009)
- B 23** *Wolf Krötke*, Art. Sünde/Schuld und Vergebung, in: Lexikon RGG, 4. Auflage, Mohr-Siebeck Tübingen 2004, Sp. 1867 f.

- Text im Kasten: *Rainer Lachmann*, Art. Sünde, in: Rainer Lachmann, Gottfried Adam, Werner H. Ritter, *Theologische Schlüsselbegriffe. Biblisch – systematisch – didaktisch, Theologie für Lehrerinnen und Lehrer*, Band 1, Verlag E. Klotz, Göttingen 1999, S. 361.
- B 25** *Martin Luther*, Von der Freiheit eines Christenmenschen, Calwer Luther-Ausgabe Bd. 2, hrsg. von Wolfgang Metzger, Calwer Verlag, Stuttgart, zitiert nach: Karl Friedrich Haag, *Bausteine für ein christliches Reden von Gott und Mensch, RU-Werkstatt Oberstufe (RUWO) 5, Gymnasialpädagogische Materialstelle*, Erlangen 2007, S. 168 f.
Bild: Lucas Cranach d.J., Abendmahl der Protestanten und Höllensturz der Katholiken (Holzschnitt, um 1540), 1546; Bild: akg-images Nr. 1-L76-E1.jpg
- B 26** *Günter Brakelmann*, Leistung frei vom Zwang, *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt* vom 29. Juni 1980.
- B 27** *Dietrich Bonhoeffer*, in: *Bonhoeffer-Auswahl 4 Konsequenzen, 1939 – 1944*, Siebenstern-Taschenbuch 152, herausgegeben von Otto Dudzus, Random House Gruppe, Gütersloh 1970, S. 86 ff.
- B 28** *Dietrich Bonhoeffer*, in: *Bonhoeffer-Auswahl 4 Konsequenzen, 1939 – 1944*, Siebenstern-Taschenbuch 152, herausgegeben von Otto Dudzus, Random House Gruppe, Gütersloh 1970, S. 93 f.
- B 29** *Wolfgang Erich Müller*, *Evangelische Ethik*, © 2001 Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt, S. 147 f. (gekürzt).
- B 30** *Wolfgang Erich Müller*, *Evangelische Ethik*, © 2001 Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt, S. 148, S. 150 f.
Karikatur: LCS2090, Ausgabe 2/2001, Seite 14
- B 31** *Gerhard Roth*, *Fühlen, Denken, Handeln*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2001, S. 545 f.
- B 32** *Gerhard Roth*, *Fühlen, Denken, Handeln*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2001, S. 547 f. (gekürzt).
- B 33** *Gerhard Roth*, *Fühlen, Denken, Handeln*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2001, S. 562 ff. (leicht bearbeitet, gekürzt).

Arbeitshilfe für den evangelischen Religionsunterricht an Gymnasien

Herausgegeben von der Gymnasialpädagogischen Materialstelle
der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern
(Für den internen Gebrauch als Manuskript gedruckt)

Herausgeberkreis:

Fachberaterin Nord:	StDin Erna Haag
Fachberaterin Süd:	StDin Ingrid Grill-Ahollinger
Fachberater für die Seminausbildung:	StD Hubert Mühlrath
ISB-Referentin:	OStRin Dorothea Schmoll
Leiter der GPM:	StD Roland Deinzer
Vertreter der Arbeitsgemeinschaft evangelischer Religionslehrer/-innen an Gymnasien in Bayern:	OStR Martin Pfeifenberger Pfr. Rainer Schunk

Redaktion:

StD Roland Deinzer (Schriftleiter),
OStR Bernhard Christian,
StRin Dr. Tanja Gojny,
OStR Dr. Wolfram Mirbach,
StDin Vera Utzschneider

Druck:

Nova Druck Goppert GmbH, Andernacher Straße 20, 90411 Nürnberg

Werbeanzeigen und -prospekte werden nicht in die ARBEITSHILFE aufgenommen.

Bezug der ARBEITSHILFE:

- gegen Erstattung der Schutzgebühr und der Versandkosten
- im Abonnement: 25% Nachlass und kostenfreier Versand der jeweils neuen Bände

Bestellungen:

Gymnasialpädagogische Materialstelle
Marquardsenstr. 2
91054 Erlangen

Telefon: (09131) 2 40 01 – Telefax (09131) 20 42 93
E-Mail: info@materialstelle.de
Internet: <http://www.materialstelle.de>
Konto: 11 989 Sparkasse Erlangen (BLZ 763 500 00)

Kein Bezug über den Buchhandel

IX/2009 – MMM

ARBEITSHILFE RU-Werkstatt Oberstufe, Band 11.2

€ 5,-

Redaktion: Vera Utzschneider

Gestaltung: Ursula Lorenz, Antje Senf